



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Dietrich Busse**

Interdisziplinäre Diskursforschung: Aufgabenfelder – Zustand –
Perspektiven (aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers)

■ **Jo Reichertz**

Wie erlangt man im Diskurs Kommunikationsmacht?

■ **Tim Griebel**

Zwischen Taschenmesser und Tiefbohrer
Eine korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse von
Solidarität in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung

■ **Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert /
Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver**

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen (Teil 3)



Barbara Rendtorff / Birgit Riegraf / Claudia Mahs /
Monika Schröttle (Hrsg.)

Erkenntnis, Wissen, Intervention

Geschlechterwissenschaftliche Perspektiven

2015, 214 Seiten, € 29,95, broschiert (44-3301)

Auch als **E-Book** erhältlich

Der Band beschäftigt sich aus einer feministischen Perspektive mit Wechselwirkungen zwischen Erkenntnis, Wissen und Intervention auf wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Ebene.



Thomas Spiegler

Erfolgreiche Bildungsaufstiege

Ressourcen und Bedingungen

2015, 366 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3316)

Auch als **E-Book** erhältlich

Dicht am Datenmaterial wird ein Erklärungsmodell entwickelt, das in Aufstiegssressourcen und Aufstiegsbedingungen unterscheidet. Damit ist es möglich, die Beziehungen zwischen dem Herkunftsfeld, den aufstiegsfördernden Faktoren und dem bildungsbiografischen Verlauf transparent zu machen.



Gabriele Rosenthal

Interpretative Sozialforschung

Eine Einführung

Grundlagentexte Soziologie, 5. aktualisierte und
ergänzte Auflage 2015, 280 Seiten, broschiert, € 16,95
(44-2614) Auch als **E-Book** erhältlich

Dieser Band bietet eine Einführung in sozialwissenschaftliche Erhebungs- und Auswertungsmethoden – unter Konzentration auf diejenigen, die den Prinzipien des interpretativen Paradigmas verpflichtet sind und einer Logik der Entdeckung von Hypothesen und gegenstandsbezogenen Theorien folgen.

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 224

Themenbeiträge

Dietrich Busse

Interdisziplinäre Diskursforschung: Aufgabenfelder – Zustand – Perspektiven
(aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers) 227

Jo Reichertz

Wie erlangt man im Diskurs Kommunikationsmacht? 258

Tim Griebel

Zwischen Taschenmesser und Tiefbohrer

Eine korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse von Solidarität
in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung 273

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider /

Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen (Teil 3) 295

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

das folgende Heft greift zunächst eine Problematik auf, die die Diskursforschung im Prinzip seit ihren Geburtsstunden hätte begleiten müssen, die aber bislang noch selten explizit thematisiert wird; gefragt wird nach den Möglichkeitsbedingungen interdisziplinärer Diskursforschung. Man darf sich wünschen, dass, nachdem Dietrich Busse dankenswerter Weise sich dieses thematischen Topos aus sprachwissenschaftlicher Sicht angenommen hat, auch aus anderen disziplinären Blickwinkeln explizit aufgegriffen und diskutiert wird. Ganz anders, so will es scheinen, greift Jo Reichertz mit dem Thema Macht eine Kernfrage der an Foucault orientierten Diskursforschung heraus und stellt die sozialtheoretisch und wissenssoziologisch motivierte Frage, wie individuelle und korporierte Akteure in Diskursen Kommunikationsmacht erlangen können. Aber auch hier leuchtet, so wird der aufmerksame Leser bemerken, im Hintergrund die Problematik der Interdisziplinarität zumindest auf, denn Reichertz (S. 259 in diesem Heft) schlägt in seinem Beitrag nichts Geringeres vor, als die Kommunikationswissenschaften ins Zentrum der Sozialwissenschaften zustellen, nicht ohne zuvor Umbauten am kommunikationswissenschaftlichen Kommunikationsbegriff vorzunehmen. Die Internationalen Beziehungen (IB) bilden einen zentralen Teilbereich der Politikwissenschaften, in den seit einiger Zeit auch die Diskursforschung vorgestoßen ist. In diesem Sinne greift der Beitrag von Tim Griebel mit dem Thema der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehungen nicht nur einen politikwissenschaftlichen Gegenstandsbereich heraus, vielmehr berührt auch er die Problematik der Interdisziplinarität, denn sein Anliegen ist es, politikwissenschaftliche Fragestellungen mit korpuslinguistischen Mitteln auf innovative Weise zu bearbeiten. Schließlich ist die Gesprächs- bzw. Diskussionsrunde zwischen *Reiner Keller*, *Achim Landwehr*, *Wolf-Andreas Liebert*, *Werner Schneider*, *Jürgen Spitzmüller* und *Willy Viehöver* zum Themenkomplex Diskurs/Diskursforschung explizit ein Versuch, unterschiedliche Disziplinen ins Gespräch zu bringen. Man könnte also versucht sein, Interdisziplinarität als das einigende Band des vorliegenden Heftes zu sehen. Ob man dies so sehen darf, mag der Leser entscheiden. Nun aber zu den einzelnen Beiträgen:

Im ersten Beitrag diskutiert der Sprachwissenschaftler *Dietrich Busse* Aspekte der Interdisziplinarität der Diskursforschung aus linguistischer Sicht, worunter er eine Forschung im Anschluss an den Diskursbegriff und die Arbeiten von Michel Foucault versteht. Busse legt in einem ersten Schritt anhand der von der Ebene der Diskurse be-

rührten Bereiche Sprache, Denken/Wissen und Sozialität dar, weshalb Diskursforschung in Foucaults Sinne notwendig transdisziplinär sein müsse. Anschließend zeigt der Autor anhand der Themenbereiche Genealogie (Historizität), Macht, Akteure und ›textuelle Verfügbarkeit der Diskurse‹ weiteren Bedarf disziplinenüberschreitender Perspektiven auf Diskurse auf. Abschließend werden von diesen Überlegungen ausgehend Chancen, Synergien aber auch mögliche Friktionen interdisziplinärer Diskursforschung benannt.

Im zweiten Beitrag zu diesem Heft fragt der Kommunikationswissenschaftler *Jo Reichertz* danach, wie man in (medial gestützten) Diskursen Kommunikationsmacht aufbauen kann. Reichertz stellt hierfür in einem ersten Schritt das Konzept der ›Kommunikationsmacht‹ vor, um anschließend die These zu begründen, dass man die Frage nach der Kommunikationsmacht in Diskursen nur dann sinnvoll stellen kann, wenn man den Diskurs als einen sich in verschiedenen Phasen vollziehenden sozialen Prozess versteht, der maßgeblich von sinnhaft handelnden *Akteuren*, seien es individuelle oder korporierte Akteure, getragen wird. Nur eine prozessorientierte Diskursanalyse, die wissenssoziologisch angelegt ist, könne, so der Autor, den Aufbau und die Wirkung von Kommunikationsmacht sichtbar und verständlich machen.

Im dritten Beitrag vertritt der Politikwissenschaftler *Tim Griebel* die These, dass der im Rahmen der politikwissenschaftlichen Teildisziplin der Internationalen Beziehungen (IB) prominente *Critical Realism*, in Absetzung von einem radikal-sozialkonstruktivistischen Weltbild, die Grundlage bietet, Sprache als privilegierten Zugang zur sozialen Realität zu begreifen ohne Aussagen über die Realität tendenziell auf Ideen in Textform zu reduzieren. Am Beispiel der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung im Zeitraum von 2001 bis 2003 zeigt der Autor unter besonderer Berücksichtigung des Begriffs »Solidarität«, wie Sprache als *emergentes* Phänomen mithilfe einer korpuslinguistischen kritisch-realistischen Diskursanalyse untersucht werden kann. Die deutsche Solidarität gegenüber dem US-amerikanischen Anderen wird vor dem Hintergrund der Dynamik von Liebe und Macht innerhalb einer historischen Sicherheitsstruktur rekonstruiert.

Die vorliegende Ausgabe wird mit dem dritten Teil der interdisziplinären Gesprächs- bzw. Diskussionsrunde zum Themenkomplex Diskurs/Diskursforschung abgerundet. *Reiner Keller*, *Achim Landwehr*, *Wolf-Andreas Liebert*, *Werner Schneider*, *Jürgen Spitzmüller* und *Willy Viehöver* diskutieren darin zunächst grundlegende Konzepte der Diskursforschung anhand der Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken sowie der Begriffe Sprache und Wissen. Anschließend werden die unterschiedlichen Zugänge zur Diskursforschung in den einzelnen Disziplinen im Hinblick auf ihren aktuellen Forschungsstand, potentiellen Engführungen, Synergieeffekte und künftige Perspektiven beleuchtet. Grundlage für das Gespräch zwischen den Disziplinen liefert eine Diskussionsrunde der Diskutanten aus dem Jahre 2009, die für das vorliegende Heft von den Beteiligten überarbeitet und aktualisiert wurde.

Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre viel Vergnügen
Willy Viehöver, Reiner Keller und Werner Schneider

Anschriften:

Dr. Willy Viehöver
Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften (TTN)
An der Ludwig-Maximilians-Universität München
Katharina-von Bora-Straße 11
80333 München
willy.viehoever@elkb.de oder
wilhelm.viehoever@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Dietrich Busse

Interdisziplinäre Diskursforschung: Aufgabenfelder – Zustand – Perspektiven

(aus der Sicht eines Sprachwissenschaftlers)

Zusammenfassung: Der Aufsatz diskutiert Aspekte der Interdisziplinarität der Diskursforschung, hier verstanden als eine Forschung im Anschluss an den Diskursbegriff und die Arbeiten von Michel Foucault. Zunächst wird anhand der von der Diskursebene berührten Bereiche Sprache, Denken/Wissen und Sozialität dargelegt, weshalb Diskursforschung in Foucaults Sinne notwendig transdisziplinär sein muss. Sodann wird anhand der Themenbereiche Genealogie (Historizität), Macht, Akteure und »textuelle Verfügbarkeit der Diskurse« weiterer Bedarf disziplinenüberschreitender Perspektiven auf Diskurse dargelegt. Abschließend werden Chancen, Synergien und Friktionen interdisziplinärer Diskursforschung ausgelotet.

Schlagwörter: Interdisziplinarität, Genealogie, Textualität, Macht, Episteme, Sozialität

Abstract: The paper discusses interdisciplinary aspects of discourse analysis (as a research following Michel Foucault and his works). The first part sums up why discourse research following Foucault necessarily must be multidisciplinary, concerning discourse-related aspects as language, thinking and/or knowledge (episteme) and sociality. The second part discusses further aspects and requirements of trans-disciplinary perspectives on discourse phenomena, concerning subjects as genealogy (historicity), power, actors and »the textual disposability of discourse«. The final part discusses some prospects, synergies and frictions of interdisciplinary discourse research.

Keywords: Interdisciplinarity, Genealogy, Textuality, Power, Episteme, Sociality

Die Idee einer Diskursanalyse (worunter ich zunächst und vor allem eine Diskursforschung in der Nachfolge bzw. unter Anwendung von Foucaults Diskursbegriff verstehe) ist – zumindest im deutschen Sprachraum – zunächst von Historikern aufgegriffen worden. Dass dies im Umfeld der »historischen Semantik« erfolgte, erklärt, warum als erste weitere Disziplin in der Sprachwissenschaft Modelle einer historisch-semantischen Diskursanalyse entwickelt wurden. Später kamen Adaptationen der Diskursanalyse im Rahmen der Literaturwissenschaft, der Soziologie, der Politikwissenschaft und weiterer Disziplinen hinzu. Wohl in allen oder den meisten dieser Disziplinen wurde Diskursanalyse von Anfang an als interdisziplinäres Unterfangen begriffen. Arbeiten aus den anderen Fächern wurden (mal intensiver, mal nachlässiger) rezipiert; diese wechselseitige Kenntnisnahme führte aber nicht unbedingt zu einem integrativen – alle daran interessierten Disziplinen übergreifenden – Modell der Diskursanalyse. Warum dies so ist, lässt sich

wohl hauptsächlich aus den unterschiedlichen Erkenntnisinteressen, aber auch aus den divergenten Methodentraditionen und -erfordernissen der Einzeldisziplinen erklären. Nachdem die Diskursanalyse heute einen erstaunlich breiten Entwicklungsstand erreicht hat, scheint aber ein integrativer Ansatz trotz der weit überdurchschnittlichen Bemühungen um interdisziplinären Austausch weiter entfernt als je zuvor. Es macht den Anschein, als hätten sich die Disziplinen in ihrem Zugriff auf den prekären Gegenstand »Diskurs« methodisch eher auseinanderentwickelt als aufeinander zu bewegt. Der vorliegende Beitrag soll aus der Sicht einer Disziplin, in der mit als erster diskursanalytische Programme und Methoden entwickelt wurden, der Frage nach den möglichen Gründen dieser Entwicklung nachgehen. Dabei werden (aus der Erfahrung von fast 30 Jahren) Chancen wie Friktionen interdisziplinärer Forschung am Beispiel der Diskursanalyse *post Foucault* näher ausgeleuchtet.

1 Warum Diskursanalyse notwendig transdisziplinär ist¹

Michel Foucault, auf dessen Werk die Idee einer Diskursanalyse im Wesentlichen zurückgeht, hatte die von ihm angedachte Ebene der »Diskurse« (bzw. genauer, der von ihm beschriebenen diskursiven Mechanismen – er selbst nennt sie »Prozeduren«) als eine Ebene bezeichnet, die »zwischen dem Denken und der Sprache« liege (Foucault 1971, S. 32). Ist mit »Denken« die Philosophie angesprochen (als diejenige Disziplin, der Foucault am ehesten zugeordnet werden kann und der er auch sich selbst am ehesten zugeordnet hat), so verweist »Sprache« auf die Linguistik und Sprachphilosophie, mit denen sich Foucault verschiedentlich (sehr kritisch) auseinandergesetzt hat. Auch wenn das Beharren auf dem »zwischen« einen Ausschluss, einen eigenen Standort der Ebene des Diskursiven markieren sollte, fungiert dieser Standort doch auch als ein Einschluss, weil schon mit Foucaults Insistieren klar wird, dass es eine enge natürliche Beziehung der Ebene des Diskursiven zu den Ebenen des Denkens und der Sprache gibt, die die Gefahr einer vorschnellen Ineinssetzung oder Verwechslung mit sich bringt. Nur weil dies so ist, muss Foucault so nachdrücklich auf dem Ort des »zwischen« insistieren. Was soll man sich nun genauer unter diesem »Zwischenort« des Diskursiven vorstellen? Da Foucaults Bemerkungen dazu eher kryptisch sind, und er jeglicher disziplinärer Einordnung eher distanziert gegenüberstand,² war dies lange nicht ganz klar. Im Abstand wird aber deutlich, dass Foucault damit letztlich die *Ebenen des Sozialen* im Wechselspiel von Denken, Sprache, Wissen und deren gesellschaftlichen Bedingungen angesprochen hat. In »Die

1 Die Wahl zwischen Ausdrücken wie *interdisziplinär*, *transdisziplinär*, *fachübergreifend* scheint mittlerweile öfters einen quasi-ideologischen Charakter zu bekommen. Der Verfasser vorliegenden Textes, der sich in seiner wissenschaftlichen Arbeit (typisch für die Generationen-Kohorte, der er angehört) von allem Anfang an der Idee einer interdisziplinär arbeitenden Wissenschaft verpflichtet fühlte (was keineswegs immer karrierefördernd war – eher im Gegenteil) fühlt sich von solchen Assoziationen frei und wechselt daher bewusst zwischen diesen Bezeichnungen hin und her, die für ihn für ein-und-dasselbe stehen.

2 Ja, Disziplinen sind für ihn selbst bereits wichtige Macht-Mechanismen des Diskurses.

Ordnung des Diskurses« verortet Foucault (1974) auf dieser Zwischenebene etwa die »Ausschließungsmechanismen«, ³ insgesamt alles, was in einer Gesellschaft »die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert« (ebd., S. 7). Wäre das Soziale im Diskursiven ein Feld für eine (foucaultisch reflektierte) Sozialwissenschaft (Soziologie wie Politikwissenschaft, Aspekte beider Forschungsbereiche werden von Foucaults Überlegungen berührt), so richtet sich Foucaults Interesse ganz besonders auch auf die geschichtliche Dimension der Diskurse und diskursiven Prozeduren; sein Stichwort hierzu ist *Genealogie*. Indem es eine Analyse diskursiver Mechanismen immer auch (in erster Linie und oft ausschließlich) mit dem Material der Texte zu tun hat (die selbst so etwas wie diskursive Prozeduren darstellen), sind schließlich alle Textwissenschaften unmittelbar vom Forschungsprogramm Foucaults berührt.

Es liegt auf der Hand, dass eine Diskursanalyse im Sinne Foucaults – solchermaßen bestimmt – nicht aus der Perspektive einer einzelnen der hier angesprochenen und/oder von ihr berührten wissenschaftlichen Disziplinen bzw. Fächer allein das ganze Spektrum der von ihm angedachten Aspekte erschöpfend erforschen kann. Sie ist notwendigerweise interdisziplinär, transdisziplinär, fächerübergreifend, oder gar Fächergrenzen sprengend. Nachdem nach dreißig Jahren diskursanalytischer Forschungen in einer sich ständig erweiternden Zahl von Fächern und einer hohen Zahl an fächerübergreifenden Konferenzen, Sammelbänden, Einführungen und Handbüchern der interdisziplinäre Charakter einer sich an Foucaults Diskursbegriff orientierenden Diskursforschung unabweisbar geworden ist, ist es ein geeigneter Moment, einmal innezuhalten und die Interdisziplinarität des Diskurses der Diskursanalyse selbst in den Blick zu nehmen. Nachfolgend sollen (aus dem Blickwinkel einer Disziplin, in der vergleichsweise früh diskursanalytische Ansätze entwickelt worden sind) Aspekte und in den Gegenständen begründete Anlässe für den fächerübergreifenden Charakter des Diskursbegriffs und der Idee von Diskursanalysen aufgezeigt, Möglichkeiten und sinnvolle Forschungsfelder einer interdisziplinären Diskursforschung diskutiert, aber auch die Grenzen und erwartbare oder bereits festgestellte Friktionen einer Fächer- und Methodengrenzen überschreitenden Diskursforschung thematisiert werden.

2 Diskurs und Sprache

Stuft man Foucault als Philosophen und/oder als Sozialhistoriker ein, ⁴ dann mag es überraschen, wie stark die Rolle der Sprache in seinen Überlegungen zu Diskurs und Diskurs-

3 Foucault selbst spricht von »Prozeduren« und »Systemen«, was jedoch beides problematische Begriffe sind. In »Prozeduren« schwingt ein Moment des Aktivistischen, Agentivischen mit, das eigentlich den Tendenzen von Foucaults Diskursmodell und seiner Skepsis gegenüber der Wirkungsmächtigkeit des Intentionalen (siehe mit dem Werk Foucaults in Verbindung gebrachte Stichworte wie: »Tod des Autors«, »Tod des Subjekts«) entgegensteht.

4 Beides ist naheliegend und für Beides gibt es hinreichende Indizien. Nicht nur der akademische Ausbildungsgang Foucaults, sondern auch zahlreiche Aufsatz-Publikationen, die Thematisierung zahlreicher philosophischer oder philosophisch relevanter Aspekte in seinen Büchern, insbeson-

analyse ist. Ordnet man ihn jedoch in die intellektuellen Strömungen im Frankreich seiner Zeit ein – Foucaults zentrale Werke sind auf dem Höhepunkt des zutiefst durch die linguistische Theorie von Saussure geprägten »Strukturalismus« (oder »Neostrukturalismus«) erschienen –, dann wäre dies jedoch eher als naheliegend zu betrachten. Man kann aber feststellen, dass Foucault ein sehr ambivalentes Verhältnis zur Rolle der Sprache für die Gegenstände hat, für die er sich interessiert; diese Ambivalenz ist im Wesentlichen eine Reaktion auf den Zustand der (französischen) Sprachwissenschaft der damaligen Zeit. Noch am Ende seiner 1966 erschienenen großen wissenschaftsgeschichtlichen Studie *Die Ordnung der Dinge* weist Foucault der Sprache scheinbar eine sehr zentrale Rolle für die Analyse der Wissenssysteme zu:

»Der Linguistik könnte es blühen, eine viel fundamentalere Rolle zu spielen [...] Unter einem mit ihr bewaffneten Blick gelangen die Dinge zur Existenz nur, insoweit sie die Elemente eines Zeichensystems bilden können.« (Foucault 1971, S. 456)

Bereits in seinem drei Jahre später erschienenen diskursanalytischen Grundlagenwerk *Die Archäologie des Wissens* ist von dieser zentralen Rolle der Sprache jedoch kaum noch etwas zu spüren. Man kann dann die 1970 in *Die Ordnung des Diskurses* stark gemachte eigenständige und Sonderstellung der Ebene der Diskurse zwischen Denken und Sprache auch als gezielt gegen den linguistisch inspirierten strukturalistischen Mainstream der damaligen Zeit, sicher aber gegen den verkürzten Sprach- und Zeichenbegriff der damaligen strukturalistischen Linguistik gerichtet begreifen.

Tony Sheridan (1980, S. 37) hat auf den aus unserer Sicht höchst interessanten Umstand hingewiesen hin, dass Foucault in der zweiten Fassung von *Naissance de la clinique* (1972) einige vielsagende terminologische Änderungen gegenüber der Urfassung (von 1963) vorgenommen hat: aus *Sprache* wird *Diskurs* und aus *strukturelle Analyse des Signifikats* wird *Analyse eines Diskurstyps*. Ganz offensichtlich wird also eine linguistisch dominierte, auf Sprachliches als Sprachliches zielende Terminologie sukzessive durch eine »entsprachlichte« *Diskurs*-Terminologie ersetzt. Wenn man nach den Gründen dieser zunehmenden »Entsprachlichung« des Diskurskonzepts (und damit auch des Konzepts der Diskursanalyse) bei Foucault forscht, dann kristallisieren sich drei Themenkomplexe heraus, in Bezug auf die Foucault offenbar eine Entfremdung zwischen seinen eigenen Forschungszielen und dem Zustand der Sprachtheorie und Sprachwissenschaft seiner Zeit (jedenfalls der, die er kannte und mit der er sich beschäftigt hat⁵) festgestellt hat:

dere aber die Tatsache, dass sowohl seine Antrittsvorlesung am Collège de France wie auch sein Grundlagenwerk zum Diskursbegriff, der ursprünglich für ein Philosophen-Publikum entwickelte (und dann ausbaute) Text »Archäologie des Wissens«, wie auch seine massive Hinwendung zur antiken Philosophie in den letzten Jahren seines Lebens rechtfertigen es, Foucault in erster Linie als Philosophen wahrzunehmen und zu interpretieren. Auch der Verf. lernte die Texte und Überlegungen Foucaults zunächst in seinem Philosophie-Studium kennen. Die sozialhistorische Ausrichtung ergibt sich aus dem bunten Strauß der Themen von Foucaults stärker »empirisch« ausgerichteten Arbeiten: *Die Geburt der Klinik*, *Wahnsinn und Gesellschaft*, *Überwachen und Strafen* etc.

5 Dass Foucault scheinbar zu denen gehört, für die »modern linguistics lay completely outside their

Zum einen das Verhältnis von Sprache, Welt, Denken und Wissen, zum zweiten die Entfremdung des damaligen Sprachbegriffs von allen Aspekten der sprachlichen und kommunikativen (diskursiven) Praxis, und schließlich drittens seine Entfremdung von allen Aspekten der Inhalte und des in Sprache materialisierten (gesellschaftlichen) Wissens. Diese Aspekte sind eng miteinander verschränkt, wie sich in folgender Bemerkung Foucaults aus der *Archäologie des Wissens* zeigt, in der er die ersten beiden Aspekte in Zusammenhang bringt:

Die Aufgabe besteht darin, »nicht [...] die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen [...], sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen.« (Foucault 1973a, S. 74)

In der Tat hat die Sprache eine andere Funktion als – wie es eine irreführende Standardauffassung besagt – lediglich als vorgängig und unabhängig von ihr existierend begriffene Gegenstände nur noch zu bezeichnen; eine reflektierte Sprachanalyse hat mehr im Blick, als nur eine auf ein strukturiertes und geschlossenes Zeichensystem reduzierte Bezeichnungsfunktion. Ihr kommt es (wie auch Foucault) darauf an zu zeigen, welche Funktion Sprache in Bezug auf die Konstitution von Gegenständen und dem mit den Gegenständen verbundenen gesellschaftlichen Wissen hat.

Im Rahmen einer Untersuchung der Beziehung zwischen Sprache und dem in Sprache ausgedrückten, verhandelten, »enthaltenen« Wissen kommt sämtlichen Bedingungen, die den epistemischen Stellenwert einer sprachlichen Sequenz, ihren Standort im Felde des Wissens, betreffen, eine entscheidende Rolle zu. Diese Bedingungen müssen in der Analyse der einzelnen Einheit bewusst gemacht werden können, wenn diese Analyse den Anforderungen des Diskursmodells entsprechen soll. Erst wenn die Untersuchung der archäologischen Tiefenstrukturen auf jedes einzelne sprachliche Ereignis bezogen wird, kann deren determinierende Kraft einsichtig gemacht werden. Es ist Teil der Bedeutung, einer Äußerung, Teil ihrer kommunikativen Funktion, in welcher Weise sie ihren Standort im Wissen einnimmt, welche epistemischen Momente, welche Sinn- bzw. Wissenshorizonte angespielt werden müssen, damit sie verstanden wird. Dass diese Verflechtungen dabei nicht im Einzelnen dem kommunizierenden Individuum bewusst sein müssen, liegt auf der Hand. Während eine reflektierte Analyse der Beziehung zwischen Sprache, Wissen und Wirklichkeit diese Beziehung näher aufklären müsste, hat es den Anschein, als hätte Foucault versucht, diese Aspekte auseinander zu halten.⁶ Im Prinzip

area of interest« (Sheridan 1980, S. 37) liegt wohl insbesondere an dieser strukturalistischen Beschränkung der Sprachauffassung. Ein solches Konzept macht es schwer, Sprache als ideologiegeladen zu interpretieren, zu sehen, dass »la langue est en fait elle-même déterminée dans ce qu'elle peut exprimer par tout un contexte idéologique et culturel« (Guedez 1972, S. 89). Es ist naheliegend, dass eine Sprachwissenschaft, die sich nicht diesen Beschränkungen unterworfen hat, in einem ganz anderen Verhältnis zu einer Diskursanalyse *modo Foucault* (und dieser zu ihr) steht, als noch im Denken Foucaults selbst.

6 Sloterdijk (1972, S. 175) kommentierte dies so: »Foucault projiziert die Strukturen, die Sprache als

möchte er die für seinen Diskursbegriff und seine Idee der Diskursanalyse zentrale Einheit der Aussage (énoncé) radikal »entsprachlichen« (so z.B. ebd., S. 154). Andererseits kann er selbst diese Auffassung nicht völlig durchhalten, wenn er an einer nicht sehr weit entfernten Textstelle *Sprache* und *Aussage* quasi gleichsetzt: »Die Sprache in der Instanz ihrer Erscheinung und ihrer Seinsweise ist die Aussage« (ebd., S. 165).

Abgesehen von diesem Schwanken in der Betrachtung des komplizierten Verhältnisses von Sprache, Sinn, gesellschaftlichem Wissen und Wirklichkeit⁷ liegt ein zentraler Grund für Foucaults scheinbare Sprach- und tatsächliche Linguistik-Ferne in dem von ihm völlig zu Recht konstatierten Mangel jeglicher Berücksichtigung der sprachlichen Praxis in der Linguistik und den Sprachtheorien seiner Zeit. Indem diese Praxis für ihn in erster Linie auch eine gesellschaftliche (oder gesellschaftlich determinierte) Praxis ist, verbindet sich im Aspekt der Analyse diskursiver Praxis eine bestimmte Auffassung des Zusammenhanges von Sprache, Wissen und Gesellschaft mit einem Erkenntnisinteresse und einer Fragerichtung, für die die Linguistik und Sprachtheorie der damaligen Zeit einfach nicht geschaffen war. Dies wird deutlich, wenn er schreibt:

»Der Diskurs, zumindest so, wie er von der Archäologie analysiert wird, das heißt auf der Ebene seiner Positivität, ist kein Bewusstsein, das sein Vorhaben in der äußerlichen Form der Sprache unterbringt; ist nicht eine Sprache plus ein Subjekt, das die Sprache spricht. Es ist eine Praxis, die ihre eigenen Formen der Verkettung und Abfolge besitzt.« (Foucault 1973a, S. 241)

Möglicherweise hätte es eine Anschlussfähigkeit einiger seiner Überlegungen an die damals gerade im Entstehen begriffene linguistische Pragmatik und Sprachhandlungstheorie gegeben;⁸ diese Chance scheiterte aber wohl von beidem Seiten: den damals noch äußerst virulenten anglozentrischen Scheuklappen der mit angelsächsischen Genen ausgestatteten Pragmatik sowie dem Desinteresse an von dieser Seite befruchteten Ideen und Ansätzen seitens Foucaults.⁹

Signifikant, ins Schema der Phänomenologie [...] Foucault muss, indem er an strukturalistischen und phänomenologischen Prinzipien zugleich festhält, die Sprache in Wesen und Struktur zerbrechen.«

- 7 Zu dessen Aufklärung Foucault tatsächlich tief in die Sprachtheorie und -philosophie hätte einsteigen müssen, wofür ihm ja, folgt man Sheridan, offenbar jegliches Interesse gefehlt hat.
- 8 Zumindest lassen sich Äußerungen wie die folgende von Foucault in diesem Sinne lesen: »Es handelt sich darum, die diskursiven Praktiken in ihrer Komplexität und in ihrer Dichte erscheinen zu lassen, zu zeigen, dass *Sprechen etwas tun heißt* – etwas anderes, als das auszudrücken, was man denkt, das zu übersetzen, was man weiß, etwas anderes auch, als die Strukturen einer Sprache spielen zu lassen« (Foucault 1973a, S. 298).
- 9 Der spätere Diskurs des Diskursanalytikers Foucault mit dem von ebenjenen angloamerikanischen Ansätzen stark geprägten Diskursethiker Habermas kam zu spät und war zu wenig tiefgreifend um den Foucaultschen Ansatz noch in irgendeiner Weise beeinflussen zu können. Es wäre in unserem Sinne auch der falsche Einfluss gewesen und hätte am allerwenigsten zu einer besseren sprachtheoretischen Reflexion des Diskursmodells geführt.

Man kann aus all dem folgendes Fazit ziehen: Das Verhältnis des Phänomens »Diskurs« (»diskursive Mechanismen«, »diskursive Praxis«, »diskursive Einheiten«) zu Aspekten von Sprache und Sprachlichkeit ist ebenso prekär wie unabweisbar. Da sich die Überlegungen des Begründers des Diskursmodells selbst als wenig geeignet erwiesen haben, diesem Verhältnis wirklich in angemessener Weise auf den Grund zu gehen (die Ursachen dafür sollten klar geworden sein: unzureichende Sprachmodelle zur damaligen Zeit, daraus begründete Linguistik-Abstinenz Foucaults und relative Sprach-Ferne des Diskursmodells), wird das Verhältnis von Diskurs und Sprache notwendigerweise zu einem Gegenstand fachübergreifender, interdisziplinärer Aufgabenstellungen. Hier ist nun folgende Forschungslage zu konstatieren: Zweige der nach-strukturalistischen Sprachwissenschaft (die in ihrer eigenen Disziplin meist stark marginalisiert, aber doch zumindest unter jüngeren Forschern personell erstaunlich stark vertreten sind) haben sich als eine der ersten Disziplinen intensiv um die Anwendung der Diskursanalyse als empirische Zielsetzung innerhalb der Linguistik wie um die Weiterentwicklung und sprachbezogene Adaptation diskursanalytischer Methoden bemüht.¹⁰ Diese Bemühungen halten bis heute an und finden Anschluss z.B. an korpuslinguistische Methoden, wie sie etwa auch in Teilen der Computerlinguistik oder computergestützten Lexikographie verfolgt werden oder an Ansätze aus der kognitiven Linguistik.¹¹ Dies hat jedoch nicht dazu geführt, dass die zentralen sprachtheoretischen Fragen rund um den Diskursbegriff zu einer systematischen Reflexion und einer Entwicklung avancierter sprachtheoretischer Modelle geführt hätte, die den Anforderungen einer (»praxis-theoretisch«, »erkenntnistheoretisch« wie »wissens-theoretisch«) reflektierten Sprachtheorie wie denjenigen der Diskursidee im Sinne Foucaults gleichermaßen gerecht werden könnte. Dies bleibt bislang Desiderat und darum eine der wichtigsten Aufgaben für eine künftige interdisziplinäre Weiterentwicklung der Diskursanalyse.

3 Diskurs und Denken (Diskurs und Episteme)

Dass der Diskursanalyse Foucaults im Kern das Ziel einer Analyse des gesellschaftlichen Wissens in seinen Eigengesetzlichkeiten und Mechanismen zugrunde liegt, wird nicht nur durch die Denomination der Professur Foucaults am Collège de France zur *Geschichte der Denksysteme*, sondern durch verschiedenste Titel aus seinem Werk, ganz zentral der theoretische Begründungstext zum Diskursbegriff und zur Diskursanalyse, *Archäologie des Wissens* (aber auch spätere Titel wie *Der Wille zum Wissen* u.ä.) deutlich. *Denken* und *Wissen* stehen daher im Diskurskonzept Foucaults in einem ebenfalls prekären, weil unzureichend aufgeklärten Verhältnis sowohl zum Diskursbegriff wie auch zueinander. Dass Foucault wie eingangs gesehen die Ebene der Diskurse in einem Bereich

10 Vgl. et.al. Busse (1987, 2000, 2003, 2007, 2008, 2013a, b, c, 2016), Busse/Teubert (1994, 2013), Teubert (2010, 2013), Wengeler (1997, 2003, 2005, 2011, 2013), Jung (1994a, b), Niehr (2004, 2014), Warnke (2007), Warnke/Spitzmüller (2011), Ziem (2005a, b, 2008a, b, 2009), Roth (2006, 2008, 2013), Jäger (1993), Reisigl (1999, 2007, 2012, 2013), Wodak (1990, 2001).

11 Siehe dazu u.a. Scharloth et.al. (2013) in Busse/Teubert (2013).

»zwischen Denken und Sprache« ansiedelt, sie damit aber eben auch als eigenständige Ebene konstituiert, führt zwangsläufig dazu, dass das Verhältnis von *Diskurs* und *Denken* (neben dem Verhältnis von *Diskurs* und *Sprache*) als das zweite zentrale Thema der Diskurstheorie und -analyse einzustufen ist. Aber wird dadurch auch schon (wie es beim Verhältnis von *Diskurs* und *Sprache* der Fall ist) sofort eine neue Ebene der Interdisziplinarität konstituiert? Dies hängt wohl ganz vom Blickwinkel und den eingebrachten disziplinären wie theoretischen Vorlieben ab.

Aus heutiger Perspektive betrachtet ist die Analyse des Denkens (und seines Verhältnisses zu *Diskurs* und *Sprache*) kein Privileg der Philosophie mehr, wie es jahrhundertlang und insbesondere auf dem Höhepunkt denktheoretischer Modellbildung vom 18. bis frühen 20. Jahrhundert der Fall zu sein schien.¹² Dieses Privileg wird heute mindestens von zwei Seiten aus in Frage gestellt: der Kognitionswissenschaft (als Weiterentwicklung u.a. der bereits im 19. Jahrhundert von der Philosophie emanzipierten und aus dieser ausgegliederten Psychologie) sowie der Wissenssoziologie. Während aus der Kognitionswissenschaft eher Beiträge zu erwarten sind, die theoretische Modelle für die Erklärung und Beschreibung von Strukturkonstituenten und Prozeduren dessen liefern könnten, das wir uns *Denken* zu nennen angewöhnt haben, können von einer Wissensanalyse am ehesten stärker auf dessen Inhalte ausgerichtete Beiträge zur Beschreibung eben des gesellschaftlichen Wissens erwartet werden. Nur gelegentlich scheinen sich Denktheorien und Wissenstheorien zu berühren; dies ist etwa dort der Fall, wo (avanciertere und auch sozialtheoretisch reflektierte) Psychologen Bedingungen der Konstitution von Denken und Wissen zugleich (und als untrennbar miteinander verbunden) reflektieren. Als Beispiele können hier einerseits Vertreter der psychologischen Gedächtnistheorie (allen voran Frederick Bartlett 1932), andererseits Begründer der Sozialpsychologie (allen voran G.H. Mead 1934, aber auch der nicht zufällig als Schüler des Philosophen und Denktheoretikers Husserl gestartete Alfred Schütz 1928) genannt werden. Das Spezifikum der erwähnten Ansätze ist, dass in ihnen das prekäre Verhältnis von individuellem Wissen und Denken und gesellschaftlichem Wissen als solches überhaupt explizit thematisiert und zu einem theoretischen Problem gemacht wird (was in der philosophischen Tradition keineswegs eine Selbstverständlichkeit, sondern eher weniger üblich war).

Die Eigentümlichkeit der Überlegungen von Foucault in diesem Feld von Theorien des Denkens und Wissens besteht nun vor allem darin, dass bei ihm eine wissenstheoretische (bei Foucault eher philosophisch als psychologisch orientierte) Perspektive mit einer sozial-historischen Perspektive in einen engen, quasi unauflöslichen Zusammenhang gebracht wird. (Dazu weiter unten mehr.) Betrachtet man für einen Moment die Ebene des Wissens noch »vor« dem Einbezug der Ebene des Sozialen (was im Grunde im Rahmen des Ansatzes von Foucault kaum möglich ist), dann kann man doch feststellen, dass mit Foucaults Theorie der *Episteme* einige Beobachtungen ausgesprochen (und theoretische Festlegungen getroffen) worden sind, die über übliche Denktheorien aus Philoso-

12 Man denke hier etwa an so unterschiedliche Autoren (und ihre Ansätze) wie Leibniz, die französischen Enzyklopädisten, Kant, Hegel, Fichte, Peirce, Husserl, die Frege-Schule usw.

phie oder Psychologie hinausgehen. Dabei geht es (stark verkürzend gesagt) im Kern um das, was man vielleicht als »Eigengesetzlichkeiten im Entstehen, der Struktur und den Bewegungen des Wissens« bezeichnen könnte. Insbesondere in der *Archäologie des Wissens* werden Elemente einer solchen »Eigengesetzlichkeit« der Episteme entfaltet. Auch wenn die Beschreibung solcher prinzipieller (und wohl eher theoretisch postulierter) Elemente in der eigenen Forschungspraxis von Foucault meist kaum von ihr trennbar mit der Ebene der historisch-sozialen Analyse, der *Genealogie*, zusammenzufallen scheint, hat er doch eine Zeitlang an dem theoretischen Impetus einer abstrakten Beschreibung von Strukturkonstituenten und Mechanismen des Wissens festgehalten.

So setzt er sich mit der Rolle der Begriffe auseinander (die er für überbewertet hält und der er eine Analyse der diskursiven Formationen, Regeln und Bedingungen gegenüberstellen möchte) und stellt (im Anschluss an Analysen von Georges Canguilhem) fest, dass

»die Geschichte eines Begriffs nicht [...] die seiner fortschreitenden Verfeinerung, seiner ständig wachsenden Rationalität, seines Abstraktionsanstiegs ist, sondern die seiner verschiedenen Konstitutions- und Gültigkeitsfelder, die seiner aufeinanderfolgenden Gebrauchsregeln, der theoretischen Milieus, in denen sich seine Herausarbeitung vollzogen hat.« (Foucault 1973a, S. 11)

Mit der Nennung von »Konstitutions- und Gültigkeitsfeldern« nimmt Foucault gegenüber dem zu analysierenden Wissen einen abstrakten Standpunkt ein, der noch vor der Betrachtung der Inhalte zu liegen scheint. Was es zu bestimmen gilt, sind nicht so sehr die Inhalte des Wissens selbst, sondern die »Regeln«, nach denen es sich organisiert:

»Eine solche Analyse betrifft also auf einer in bestimmter Weise *vorbegrifflichen* Ebene das Feld, in dem die Begriffe nebeneinander bestehen können, und die Regeln, denen dieses Feld unterworfen ist.« (Foucault 1973a, S. 89)

Nimmt man *Begriffe* so, wie Foucault sie hier behandelt, als Chiffre für eine eher inhaltliche Betrachtung oder Analyse des Wissens, dann bilden sie sozusagen nur das Material in einem Spiel, dessen *Regeln* das eigentliche Ziel der Untersuchung sind. In gewisser Weise wird aber deutlich, dass Foucault die von ihm in der *Archäologie des Wissens* ansatzweise versuchte Abstraktion(sebene) der Analyse des Wissens (seiner Regeln, Bedingungen, Formationssysteme) nicht durchhalten kann. Oder anders ausgedrückt: die Regeln, Bedingungen, Formationssysteme, auf die es ihm ankommt, sind immer historisch, genealogisch geprägt. Es handelt sich mithin um Formationssysteme, Bedingungen und Regeln in den historischen Bewegungen des Wissens (Konstitution, Gruppierung, Auftreten, Verschwinden von Wissenselementen) – und weniger um abstrakte, grundlagentheoretische (vor-historische) Aspekte von Denken und Wissen. Damit wird deutlich, dass Foucault hier eine Gegenstands- und Zielbestimmung der epistemologischen Analyse vornimmt, die in der Wissenschafts- und Theoriegeschichte ohne Parallele ist. Mit anderen Worten: Er schafft hier einen Gegenstand und eine Aufgabe wissenschaftlicher

Analyse, für die es keine spezialisierte Wissenschaft gibt. Die Frage nach der Interdisziplinarität dieses Aspekts von Foucaults Idee einer Diskursanalyse stellt sich in diesem Falle also ganz anders: Er postuliert eine Forschungsidee, für die eine eigene Disziplin erst geschaffen werden muss; oder anders: für die eine interdisziplinäre, aber integrative Kooperation erschaffen werden muss, die auf der Basis der Analyseziele Foucaults ein Methodeninstrumentarium allererst konstituiert.¹³

Für die Interdisziplinarität einer Erforschung von Denken und Wissen, so, wie sie Foucault mit seinem Ansatz einer Archäologie der Episteme vorschwebt, heißt dies Folgendes: Eine übliche philosophische Analyse des Denkens und des Wissens ist zu a-historisch, nicht-genealogisch, und verfehlt daher den Kern dessen, wofür sich Foucault interessiert. Die Ideengeschichte und Begriffsgeschichte (die manchmal als Nachbardisziplinen oder gar Teil-Disziplinen der Philosophie auftreten) sind zu sehr »Analyse der Meinungen mehr als des Wissens« (ebd., S. 195) und verfehlen daher ebenfalls wesentliche Ziele der Diskursanalyse. Dasselbe gilt in Foucaults Augen notabene für eine traditionelle linguistische Wort- und Bedeutungsgeschichte. Die Geschichtswissenschaft hat sich mehr mit der Geschichte der Personen, Institutionen, Handlungen beschäftigt, und betrachtet eine (sozial-historisch reflektierte) Geschichte des Wissens als nicht zu ihrem Gegenstandsbereich gehörig. Soziologie und politische Wissenschaft sind im Kern ihres Selbstverständnisses a-historisch und verfehlen damit den genealogischen Kern der Idee einer Diskursanalyse im Sinne Foucaults. Dasselbe gilt erst recht für Psychologie und Kognitionswissenschaft. Trotz dieses Negativ-Befundes muss aber festgehalten werden: Im Grunde werden all die genannten Disziplinen von den Zielen einer diskursanalytischen Epistemologie (oder einer epistemologischen Diskursanalyse, wem dies besser gefällt) im Sinne Foucaults berührt. Sie hätten, so könnte man es formulieren, im Hinblick auf die Diskursanalyse den Auftrag, aus dem Spektrum der jeweiligen Disziplin Methoden und Analysebegriffe zu entwickeln, die die Ziele einer integrativen wie interdisziplinären Diskursanalyse nach Foucault zu unterstützen geeignet sind. Es bleibt offen, ob eine solche Erwartung realistisch oder rettungslos naiv ist. Nach aller Erfahrung mit dem üblichen oder erwartbaren Ablauf wissenschaftshistorischer Prozesse im Hinblick auf Wandel und Neuentstehung von Disziplinen könnte dies auch heißen, dass im Grunde das Entstehen einer neuen, eigenen Disziplin das Naheliegendste wäre. Es blieben dann aber erhebliche Zweifel, ob die Idee einer Diskursanalyse (bzw. diskursanalytischen Epistemologie) genügend »Masse« aufweist, um historisch jenen Entwicklungsdruck aufzubauen, den es wissenschaftssoziologisch gesehen braucht, damit neue Disziplinen überhaupt entstehen, sich behaupten und auch institutionell verankert werden können.

13 Foucault selbst scheint einer interdisziplinären Kooperation in Hinblick auf seine zentralen Untersuchungsziele nicht sehr freundlich gesonnen gewesen zu sein. Bekannt ist sein starker Hang zu Abgrenzungen und Negativ-Definitionen in Bezug auf die Diskursanalyse: sie soll keine Begriffsgeschichte, keine Ideengeschichte, keine Geschichte des Denkens, der Vorstellungen, keine Geschichte der Bedeutungen, keine Ideologieggeschichte und keine traditionelle Wissensgeschichte und Wissenschaftsgeschichte (als »Geschichte der Meinungen«, wie er sie einmal [Foucault 1973a, S. 195] charakterisiert) sein.

4 Diskurs und das Soziale

Die Ebene des Diskurses, die Foucault als eine eigenständige Ebene »zwischen« Denken und Sprache postuliert hat, kann wie gezeigt als eigentliche Ebene des Sozialen im Zusammenspiel von Denken, Wissen und Sprache identifiziert werden. Allerdings kommt das Soziale im Diskurs – und das ist eines der spezifischsten Merkmale der Diskursidee nach Foucault – weniger systematisch, als vielmehr historisch, in Form der Genealogie zum Tragen; oder anders ausgedrückt: das Soziale wird von Foucault immer nur als historisch-genealogisch determiniert in den Blick genommen. Dennoch lohnt es sich durchaus – anders als Foucault – das Soziale am und im Diskurs auch einmal systematisch (vor-historisch) in den Blick zu nehmen. Bezugsdisziplinen dafür könnten (neben einer sozio-historisch wie sozialtheoretisch reflektierten Sprachwissenschaft) insbesondere Sozialpsychologie und eine sozialpsychologisch reflektierte Kognitionswissenschaft sein. (Dass Zweige der Soziologie sich für diese Thematik ebenfalls interessieren, liegt auf der Hand und hat auch schon zu allerlei Forschungsaktivitäten – insbesondere auf wissenschaftlicher Basis – geführt.¹⁴)

Wie kommen nun soziale Aspekte des Diskurses in nicht-genealogischen Zusammenhängen zum Vorschein? Im für die Diskursanalyse programmatischen Begründungstext *Die Ordnung des Diskurses* tritt das Soziale vornehmlich in Form der »diskursiven Prozeduren« auf, für die Foucault an erster Stelle die »Ausschließungsmechanismen« nennt, und die er in folgender berühmten Formulierung einführt:

»Ich setze voraus, daß in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.« (Foucault 1974, S. 7)

Die Typen von Prozeduren, die er danach sukzessive entfaltet, sind unschwer als Ergebnisse sozialer Prozesse identifizierbar. So setzt das »Verbot«, mit dem er beginnt, immer eine vorgängig existente gesellschaftliche Institution voraus.¹⁵ (Allerdings bleibt das rhetorische Spiel, das Foucault eingangs dieses Textes mit dem Begriff der Institution spielt, in seiner Zielsetzung und seinem theoretischen Gehalt aus soziologischer Sicht etwas dunkel – der Begriff bleibt in seinem Werk auch folgenlos). Die Charakterisierungen, die

14 So insbesondere die von Reiner Keller angeregten Forschungsaktivitäten, vgl. Keller (2005) sowie Keller et. al. (2011, 2010) und Keller/Schneider/Viehöver (2012).

15 *Institution* ist hier im ursprünglich soziologischen, zuerst rechtstheoretisch begründeten, also allgemeiner und grundbegrifflicher gefassten, Sinne gemeint (z.B. »die Institution *Ehe*«, »die Institution *Verwandtschaft*«), nicht unbedingt in dem Sinne, wie er in der Umgangssprache vorherrscht (der in soziologischer Terminologie auch als »Personen-Institution« konkretisiert wurde, also etwa »die Institution *Marien-Krankenhaus*«). Zu Begriff und Theorie der Institution siehe einführend Dubiel (1976) und Schüle (1987); im sprachwissenschaftlichen und epistemologischen Kontext siehe auch einführend Busse (1992, S. 274 ff).

Foucault für den Ausschlussmechanismus des Verbots gibt («Tabu des Gegenstandes, Ritual der Umstände, bevorzugtes oder ausschließliches Recht des sprechenden Subjekts») entfalten sämtlich Aspekte, deren Analyse nur eine soziologische (oder soziologisch fundierte) sein kann. Von den »inhaltlichen« Bereichen, die er als bevorzugten Wirkungskreis solcher Verbote anschließend explizit nennt, zählt mindestens die eine («Politik«, die andere ist »Sexualität«) zum genuinen Gegenstandsbereich soziologischer (und speziell politikwissenschaftlicher) Forschung. Auch die weiteren anschließend genannten Beispiele für diskursive Mechanismen, etwa die »Entgegensetzung von Vernunft und Wahnsinn«, berühren stark die Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse und Prozesse.¹⁶ Foucault hat solche Prozeduren des Diskurses als »gewissermaßen von außen« wirksam charakterisiert und ihnen »interne Prozeduren« gegenübergestellt, »mit denen die Diskurse ihre eigene Kontrolle selbst ausüben; Prozeduren, die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken« (ebd., S. 15 f.).¹⁷ Auffällig ist, dass die Beispiele, die er dafür nennt: *Kommentar*, *Autor*, *Disziplinen*, aber ebenfalls Aspekte betreffen, die (zumindest auch) der Sphäre des Sozialen angehören, auch wenn sie bislang kaum zum Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung geworden sind (mit Ausnahme vielleicht der Wissenschaftssoziologie)¹⁸

Die Grenzen eines klassischen soziologischen (oder allgemeiner: sozialwissenschaftlichen) Blicks auf den Diskurs und seine Mechanismen (und damit auch die Grenzen einer abstrakten und grundlagentheoretischen – hier: sozialtheoretischen – Betrachtung von Diskursen und ihren Prozeduren) sind dort erreicht, wo Foucault die »institutionelle Basis« der diskursiven Mechanismen in einem »Geflecht von Praktiken« verortet (ebd., S. 13). Das Eigentümliche eines Begriffs wie »Praktiken« ist es ja, dass er eine Scharnierstelle zwischen abstrakt-grundlagentheoretischen Aspekten einerseits und konkret historisch gewachsenen, sozial-historisch situierten (und damit, wie Foucault mehrfach deziert hervorhebt, historisch relativen) Aspekten andererseits markiert. Es mag als signifikant für die Art und Weise des theoretischen wie rhetorischen¹⁹ Operierens Foucaults gelten, dass er die Ambivalenz solcher Scharnier-Begriffe meistens nicht aufhebt.²⁰ Wenn

16 Der dritte Typ von »Ausschlussssystem«, den Foucault anschließend nennt, der »Gegensatz zwischen dem Wahren und dem Falschen« wird hingegen landläufig als Gegenstandsbereich der Philosophie (und Logik) und nicht der Soziologie betrachtet.

17 Diese Prozeduren könnten auch als ein Beispiel für das gelten, was wir oben als »abstrakte Regularitäten und Prozeduren des Wissens« und als diese »vor der Ebene des Historischen und Sozialen liegend« bezeichnet haben; es wird jetzt deutlich, dass eine scharfe Abgrenzung mindestens zur Sphäre des Sozialen aber in diesem Falle kaum möglich sein dürfte.

18 *Kommentar* ist eine sprachlich-textuelle Technik (Linguisten sprechen von »Textsorte«), die – wie alle Textsorten und kommunikativen Gattungen – durch soziale Bedingungen und Praktiken konstituiert wird. *Autor* ist (zumindest unter anderem) auch das, was man mit dem guten alten soziologischen Begriff eine (soziale) »Rolle« (oder »persona«) nennt. *Disziplinen* schließlich sind ganz eindeutig soziale Institutionen – wenn auch im Bereich des Wissens und der Wissenschaft, aber eben auch mit Praktiken und institutionellen Rollen verflochten, und darum genuiner Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse.

19 Beides lässt sich bei ihm nicht immer scharf trennen.

20 Auch der Begriff der Institution könnte, in der Art wie Foucault ihn in seiner Antrittsvorlesung be-

man so will, kann man auch in den diskursiven Mechanismen von *Kommentar*, *Autor* und *Disziplinen* ein solches Moment des historischen bzw. genealogischen sehen. Ein Kommentar ist immer Teil der Wirkungsgeschichte eines Textes bzw. einer Textstelle; deren Vorgängigkeit markiert sowohl beider Zeitlichkeit als auch genealogische Sukzession. Die Figur des Autors entfaltet die wichtigsten ihrer von Foucault (mit so starker Wirkungsmacht in den Literaturwissenschaften) aufs Korn genommenen Eigenschaften vornehmlich in der Dimension der Zeitlichkeit bzw. des Historischen.²¹

Die Aspekte des Sozialen im oder am Diskurs, die hier angesprochen wurden, gehören bei weitem nicht alle zu den klassischen Gegenständen sozialwissenschaftlicher Forschung. Zum nicht geringen Teil gehören sie – wenn überhaupt explizit behandelt – zum Interessenbereich solcher Disziplinen, die gar nicht (oder nur am Rande) sozialtheoretische Reflexionen pflegen oder zulassen. Die Frage nach der Interdisziplinarität solcher Gegenstände/Aspekte bzw. ihrer Erforschung stellt sich hier also (wie bereits beim Verhältnis von Diskurs und Wissen) auf ganz spezielle Weise: Die Disziplin, die sie in genau der Weise, wie Foucault sie gemeint hat, in den Fokus nähme, müsste eine neue, wohl auch eine eigenständige Disziplin sein.²² Es ist kaum zu erwarten, dass eine solche Disziplin reale Chancen auf Entstehung und längere Kontinuität hätte. Dazu sind die von Foucault angesprochenen Aspekte viel zu heterogen (und »Eigentum« viel zu unterschiedlicher Disziplinen oder Diskurse), als dass sich für sie eine methodische und theoretische Einheit bilden ließe. Jedoch ist der hier angeschnittene Gegenstandsbereich gut geeignet als Gegenstand integrativer transdisziplinärer Bestrebungen, also koordinierter Forschungsaktivitäten, zu denen die verschiedensten hier berührten Disziplinen einen jeweiligen Beitrag leisten könnten (wenn freilich deren Vertreter überhaupt bereit sind, sich auf die von Foucault skizzierten Gegenstände und Forschungsfragen bzw. -ziele überhaupt einzulassen – was wohl doch bei einigen mit Fug bezweifelt werden kann).

5 Diskurs und Macht

Einer der stärksten Antriebe für das Interesse von Vertreterinnen und Vertretern verschiedenster wissenschaftlicher Disziplinen an Fragen des Diskurses im Sinne Foucaults

nutzt, als ein solcher ambivalenter »Scharnier-Begriff« angesehen werden.

- 21 Der Autor geht dem Text voraus, insbesondere gilt dies im klassischen Genie-Modell für seine Intentionen (Mitteilungsabsichten). Zum Autor im emphatischen Sinne wird man meistens erst durch das Verfassen mehrere Texte (die als solche natürlich auch eine Zeitreihe bilden, in zeitlicher Sukzession zueinander stehen), erst in deren Zusammenschau bekommt die Figur des Autors jene medienrezeptorische Wirkungsmacht, die im Mittelpunkt des kritischen Interesses Foucaults steht.
- 22 Die Wissenssoziologie, die vom Verlag der deutschen Erstausgabe der Antrittsvorlesung am Collège de France in ihrem »Klappentext« als einzige Bezugsdisziplin des Textes explizit erwähnt wird, hat sich um die jüngere Diskursanalyse starke Verdienste erworben. Insbesondere wurde aus ihren Reihen der interdisziplinäre Austausch stark gefördert. Dennoch ist kaum vorstellbar (und faktisch auch nicht zu erwarten), dass diese Teildisziplin der Soziologie auch nur annähernd das Spektrum abdecken könnte, das zuvor geschildert wurde und das den Rahmen des Modells der Diskursanalyse in Foucaults eigenem Sinne absteckt.

und der Diskursanalyse ist das Verhältnis von Diskurs und Macht. Es scheint auch eine der stärksten transdisziplinären Klammern im derzeitigen Forschungsgeschehen zu sein. Insbesondere seit der *Ordnung des Diskurses* kommt dem Aspekt der Macht eine zentrale Funktion in Foucaults Modell des Diskurses und der Diskursanalyse zu. Ihn führt er folgendermaßen ein:

»Der Diskurs – dies lehrt uns immer wieder die Geschichte – ist auch nicht bloß das, was die Kämpfe oder die Systeme der Beherrschung in Sprache übersetzt: er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht.« (Foucault 1974, S. 8)

Man kann dies auch so sehen: Die alte Parole »Wissen ist Macht« setzt Foucault (ebd., S. 38) in Form der Erkenntnis, »dass sich Macht immer an Wissen und Wissen immer an Macht anschließt« in ein analytisches Kriterium der Untersuchung diskursiver Formationen um: »Die Gedanken und Diskurse organisieren sich in Systemen, die als innere Machtwirkungen zu betrachten sind« (ebd., S. 75).

Zur Ausgrenzung solcher machtdurchwirkter diskursiver Wissenssysteme dient ihm der Begriff der *Positivität*. Das »System und die Prozesse der Aneignung des Diskurses«, die Frage, für wen der »Besitz des Diskurses reserviert« (Foucault 1973a, S. 100) ist, gehört in der Tat zu jeder historischen Analyse der Möglichkeitsbedingungen für Auftreten und Wandel von Wissen hinzu; Foucault erweitert die Wissensanalyse daher auch um diesen wichtigen Gesichtspunkt. Zugleich erweist sich damit aber, dass der für die spätere interdisziplinäre Diskursanalyse so wichtige wenn nicht zentrale Aspekt der Macht keineswegs allein eine soziologische Fragestellung eröffnet. Vielmehr wird er von Foucault von allem Anfang an auch (wenn nicht zentral) in der Dimension des Historischen, der Genealogie, thematisiert. Es geht um die *Etablierung*, die *Durchsetzung*, die *Aufrechterhaltung* diskursiver Prozeduren und Praktiken, von Ausschließungen, Einhegungen, Themensetzungen und -besetzungen usw. – allesamt Aspekte, die sich in der Dimension der Zeitlichkeit entfalten und daher letztlich nur historisch-genealogisch beschreibbare Prozesse betreffen.

Die historiographische (in Foucaults Worten: genealogische) Durchdringung und Fokussierung der Beziehung von Macht und Diskurs ist in der Foucault-Rezeption und der Entwicklung der Diskursanalyse – durchaus fachübergreifend – oft, wenn nicht meist, in den Hintergrund getreten. Über die Gründe dafür darf spekuliert werden. Möglicherweise hat der Umstand, dass aus einer historischen Perspektive zwingend eine stark (wenn nicht ausschließlich) *deskriptive* Blickrichtung auf Diskurse und die in ihnen wirkenden Machtbeziehungen folgt, zur Vernachlässigung der historischen Perspektive in vielen Disziplinen, aus denen heraus Diskursanalysen betrieben wurden und werden, geführt. Insbesondere die international gut etablierte Richtung der *Kritischen Diskursanalyse* (*critical discourse analysis*, CDA) hat den deskriptiven Impetus in Foucaults machtanalytischen Überlegungen gerne übergangen.²³ Der »positiviste heureux« Foucault

23 Inwiefern die CDA überhaupt als eine »Diskursanalyse nach Foucault« gelten kann, ist durchaus of-

(ebd., S. 182) wurde ignoriert zugunsten des politischen Aktivisten, der dieser Denker zwar auch, aber meist doch neben oder außerhalb seines wissenschaftlichen Wirkens war.

Die Faszination des Aspekts der Machtanalyse in Diskursbegriff und Diskursforschung, die als durchaus fachübergreifend wirkungsmächtig konstatiert werden kann, lässt sich in verschiedenen Disziplinen nachverfolgen. In der Sprachwissenschaft ist auffällig, dass diskursanalytische Studien sich fast ausschließlich dem öffentlichen Sprachgebrauch, meist eingengt auf den im weitesten Sinne politischen Sprachgebrauch und politische Textualität zugewendet haben und praktisch darauf beschränkt geblieben sind. Dieselbe Situation kann wohl auch für die Geschichtswissenschaft und die Sozialwissenschaften konstatiert werden. Man vermisst daher Analysen, die sich den Machtbeziehungen in Diskursen anderer Kommunikationsdomänen widmen.²⁴ Sprachwissenschaftler und Sprachwissenschaftlerinnen interessierten sich im Rahmen der Diskursanalyse vornehmlich für Aspekte wie das »Besetzen von Begriffen« sowie ideologische Gehalte der Semantik von Wörtern, Texten, Reden und Diskussionen, also Bereiche, die im weitesten Sinne der Semantik zuzurechnen sind. Diskursanalyse in der Linguistik war und ist daher vorrangig Analyse machbesetzter Semantik. Dahinter steht die aus der 1968er Bewegung stammende Idee, dass das Besetzen (bzw. die ideologische Durchdringung) der Sprache mit einem Besetzen (bzw. einer ideologischen Durchdringung) der Köpfe, in denen diese Sprache verarbeitet wird und wirksam ist, gleichzusetzen ist. Andere Aspekte der Beziehung von Sprache, Macht und Diskurs sind bisher meistens nicht in den Blick genommen worden.²⁵

Inwiefern in der Geschichtswissenschaft und den Sozialwissenschaften (allen voran der Soziologie) Analysen *struktureller* Machtbeziehungen im Sinne der von Foucault in der *Ordnung des Diskurses* entwickelten Forschungsziele durchgeführt worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Es hat den Anschein, als bewegten sich auch in diesen Disziplinen machbezogene diskursanalytische Studien eher im Themen- und Interessenspek-

fen. Jedenfalls ist die Kenntnis von und Auseinandersetzung mit den Originaltexten von Foucault in Kreisen von deren Hauptvertretern überraschend schwach entwickelt. In manchen jüngeren Arbeiten, die dieser Richtung zugerechnet werden können, wird mehr oder weniger explizit versucht eine an Foucault vorbei (wenn nicht direkt gegen dessen Ideen und Ziele) entwickelte Form der Diskursanalyse zu etablieren. Als ein Beispiel dafür kann man möglicherweise Teubert (2013) ansehen.

- 24 Diese Situation ist einigermaßen erstaunlich. Markiert sie doch eine überraschende Differenz zwischen den Interessen Foucaults einerseits und der sich auf ihn berufenden Diskursanalyse andererseits. Interessanterweise finden sich nämlich unter den Werken Foucaults praktische keine, die sich dezidiert mit Politik und politischen Diskursen im eigentlichen Sinne beschäftigen. Seine Untersuchungsobjekte liegen vielmehr fast ausschließlich in fachlichen, wenn nicht fachwissenschaftlichen Domänen, die wiederum von der »Diskursanalyse nach Foucault« bislang fast durchgängig mit Ignoranz gestraft werden.
- 25 Man könnte hier etwa an den Umstand denken, dass bereits *Textsorten* bzw. *kommunikative Gattungen* sozial konstituierte und geregelte Praktiken sind, die dadurch von Machtbeziehungen durchzogen sind. Einzig im Bereich der Gender-Linguistik kommen solche Aspekte gelegentlich in den Blick, sind bisher aber meist nicht mit diskursanalytischen Methoden erforscht worden. (Die Diskursanalysen in der Gender-Linguistik beziehen sich auf die Inhalte, nicht auf strukturelle bzw. formale Aspekte wie Textsorten oder kommunikative Gattungen).

trum einer »engagierten Wissenschaft« im Sinne der CDA als im Spektrum einer aufklärten und zugleich struktur-kritischen Deskription im Sinne des »glücklichen Positivist« Foucault. Insgesamt sollte aber deutlich geworden sein, dass eine deskriptive Analyse von Machtaspekten in Diskursen zu einer vollständigen Durchdringung dieses Gegenstandsbereiches nur gelangen kann, wenn die Forschungen fachübergreifend bzw. interdisziplinär sind. Dass in diesem Falle die Soziologie die Leit-Disziplin sein könnte, von der die anderen lernen könnten und sollten, scheint naheliegend zu sein.²⁶

6 Genealogie des Diskurses

Dass der Diskurs und die Diskursanalyse durch und durch historisch durchdrungene Konzepte sind, sollte in den Ausführungen zu den bisher behandelten Aspekten von Diskursen mehr als deutlich geworden sein. Es ist deshalb keineswegs Zufall und alles andere als eine Nebensächlichkeit, dass die Denomination der Professur am Collège de France, mit der Foucault geehrt wurde, auf *Geschichte (der Denksysteme)* lautete. Für Foucault durchziehen Aspekte des Historischen, die er oft *genealogisch* oder *Archäologie*, manchmal *Archiv*, manchmal (*Historisches*) *Apriori* nennt, das gesamte Nachdenken über die Eigenschaften des Diskurses (und der Diskurse) und die Ziele und Aufgaben der Diskursanalyse. Auch die Analyse des Machtaspekts im Diskurs wird von Foucault vorrangig historisch (genealogisch) konzipiert. Dass der Aspekt des Genealogischen dem Diskursbegriff und der Idee der Diskursanalyse bei Foucault im Kern eingeschrieben ist, kann man an den vier Begriffen zeigen, die für Foucault das Zentrum seines Modells der Diskursanalyse darstellen:

»Vier Begriffe müssen demnach der Analyse als regulative Prinzipien dienen: die Begriffe des Ereignisses, der Serie, der Regelmäßigkeit, der Möglichkeitsbedingung.« (Foucault 1974, S. 37)

Allen vier Begriffen ist die Dimension der Zeitlichkeit eingeschrieben. Zahlreiche weitere Begriffe aus Foucaults Bestimmungen von Diskurs und Diskursanalyse verweisen ebenfalls inhärent auf Zeitlichkeit und damit (zumindest indirekt) Historizität.²⁷ Ganz explizit heißt es in der *Archäologie des Wissens*: »Die Aussagenanalyse ist also eine historische Analyse«,²⁸ und zum Diskurs:

26 Ob freilich der derzeitige Zustand der Soziologie eine Durchdringung der Machtbeziehungen im Sinne der von Foucault in der *Ordnung des Diskurses* und anderswo beschriebenen Aspekte und Zielsetzungen überhaupt erlauben würde, sollten die Kollegen und Kolleginnen aus der Soziologie selbst beurteilen – Zweifel daran sind nicht ganz fernliegend.

27 Ich denke hier an Begriffe wie *Abfolge*, *Anordnung*, *Auftauchen*, *gleichzeitig*, *sukzessiv*, *Bruchpunkte*, *Formation*, *Aneignung*, *Praktiken*, *Wiederholbarkeit* in Bezug auf diskursive Ereignisse und/oder Elemente.

28 »Die Aussagenanalyse kann niemals sich auf etwas anderes beziehen als auf gesagte Dinge, auf Sätze, die wirklich ausgesprochen oder geschrieben worden sind, auf Bedeutungselemente, die ge-

»Der so verstandene Diskurs ist keine ideale und zeitlose Form, die obendrein eine Geschichte hätte. [...] Er ist durch und durch historisch: Fragment der Geschichte, Einheit und Diskontinuität in der Geschichte selbst.« (Foucault 1973a, S. 170)

Und der Begriff der »diskursiven Praxis« wird folgendermaßen erläutert:

»Sie ist eine Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben.« (Foucault 1973a, S.171)

Mit anderen Worten: Der Diskurs und seine Elemente bzw. Aspekte sowie die Diskursanalyse sind von Foucault als durch und durch historische Gegenstände bzw. Forschung konzipiert worden.

Dies wirft nun für den Aspekt der Interdisziplinarität der Diskursanalyse interessante Fragen auf. Man muss hier solche am »Projekt Diskursanalyse« beteiligte Disziplinen, die entweder als solche historisch sind oder wenigstens historisch ausgerichtete Teil-Disziplinen aufweisen von solchen unterscheiden, die als rein synchron, a-historisch bekannt sind. Geschichtswissenschaft, Philosophie, Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft gehören zur ersten Gruppe und dürften mit den historiographischen bzw. genealogischen Aspekten des Diskursbegriffs und der Diskursanalyse zumindest keine prinzipiellen Probleme haben.²⁹ Insbesondere in der schon früh entstandenen linguistischen Diskursanalyse standen historische Aspekte von Anfang an im Mittelpunkt, da diese Forschungsrichtung sich im Rahmen der »historischen Semantik« entwickelte;³⁰ dasselbe gilt notabene für die Geschichtswissenschaft (und die Nähe der Diskursanalyse zur Diskussion über die historiographische Begriffsgeschichte nach Koselleck). Problematisch müsste die inhärente Historizität des Diskursbegriffs eher für die zweite Gruppe von Disziplinen sein, etwa die eher als unhistorisch bekannte Soziologie, Politikwissenschaft, aber auch Medienwissenschaft und Erziehungswissenschaft. Hier entfaltet sich ein Feld zwingender Notwendigkeit einer interdisziplinären Zusammenarbeit, das bislang aber noch erstaunlich wenig beachtet zu sein scheint. Wollen die Disziplinen, die Diskursanalyse zu betreiben vorhaben, dies tatsächlich im vollen, von Foucault entwickelten Sinne tun, dann müssten sie sich mindestens in Teilen zu historischen Wissenschaften entwickeln und die Anwendung und Entwicklung historischer bzw. genealogischer Methoden-

schrieben oder artikuliert worden sind« (Foucault 1973a, S. 159).

29 Daraus folgt keineswegs, dass alle bisherigen diskursanalytischen Bemühungen und Adaptionen des Diskursbegriffs im Rahmen der genannten Wissenschaften dem Aspekt der Zeitlichkeit, Historizität und Genealogie genügend oder überhaupt Aufmerksamkeit gewidmet hätten. Die für die sozialwissenschaftlichen Ansätze zur Diskursanalyse zu konstatierende Geringschätzung des Aspekts der Genealogie trifft daher sicher auch auf zahlreiche literaturwissenschaftliche, philosophische, und wohl auch auf einige linguistische Forschungsansätze zu (Insbesondere scheint dies tendenziell etwa für die CDA zu gelten.).

30 Siehe v. a. Busse (1987, 2000, 2003a).

schritte erlernen. Dabei können diejenigen Disziplinen, in denen historische oder genealogische Methoden bisher noch nicht existieren oder angewendet werden, sicherlich von denjenigen Disziplinen lernen, die diachrone und/oder historische Methoden bereits jetzt zu ihrem Methodenkanon zählen. Alle Disziplinen zugleich, auch und gerade die Geschichtswissenschaft selbst, müssen aber auch lernen, dass Genealogie im Sinne Foucaults nicht dasselbe ist wie die gewohnten diachronen bzw. historischen Methoden. Mit anderen Worten, Diskursanalyse als Genealogie (und nur als solche wäre sie eine Diskursanalyse im Sinne Foucaults) muss allererst als solche entfaltet werden; sie ist – außerhalb der Arbeiten von Foucault selbst – momentan höchstens in zarten Ansätzen zu erkennen.

7 Diskursive Akteure

Die bisherige sozialwissenschaftliche Diskursanalyse hat ihre ureigene disziplinäre Kompetenz in einem wichtigen Bereich ausspielen können, der von anderen Disziplinen meist vernachlässigt worden ist: der Frage nach den diskursiven Akteuren und ihrer Rolle bzw. Funktion für das Entstehen, Wirken, die Organisation und die Mechanismen von Diskursen.³¹ Hinsichtlich dieses Aspektes kann man folgende Ambivalenz feststellen: Zum einen enthalten die Ausführungen Foucaults zum Diskurs zahlreiche Begriffe oder Formulierungen, die explizit oder implizit auf die Eben der diskursiven Akteure verweisen. In der *Ordnung des Diskurses* sind es etwa folgende: »Verbot, Ritual der Umstände, bevorzugtes oder ausschließliches Recht des sprechenden Subjekts« (Foucault 1974, S. 7); »Kämpfe, Beherrschung«, »Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (ebd., S. 8); »Wille zum Wissen« (ebd., S. 12); »Verknappung der sprechenden Subjekte« (ebd., S. 26); »Diskursgesellschaften« (ebd., S. 27); »Diskurs als Spiel« (ebd., S. 34). In der *Archäologie des Wissens* gibt es sogar einen ganzen Abschnitt, der die Ebene der Akteure explizit ins Spiel bringt:

»Erste Frage: Wer spricht? Wer in der Menge aller sprechenden Individuen verfügt begründet über diese Art von Sprache? Wer ist ihr Inhaber? Wer erhält von ihr seine Einzigartigkeit, sein Prestige, und umgekehrt: Von wem erhält sie wenn nicht ihre Garantie, so wenigstens ihren Wahrheitsanspruch? Welchen Status haben die Individuen, die (und zwar nur sie allein) das reglementäre oder traditionelle, juristisch definierte oder spontan akzeptierte Recht besitzen, einen solchen Diskurs voranzubringen?« (Foucault 1973a, S. 75 f.)

Weiter fragt Foucault in diesem Abschnitt etwa nach der Rolle des Subjekts (ebd., S. 78). Man kann aus diesen und vergleichbaren Formulierungen (die freilich nicht sehr zahl-

31 In dem von Linguisten entwickelten Modell einer »Diskursanalytischen Mehrebenen-Analyse« (DI-MEAN) (Warnke/Spitzmüller 2011) ist der Untersuchungsebene der diskursiven Akteure (wie zahlreichen anderen wichtigen Aspekten von Diskursen, die in den bisherigen Diskursanalysen leider vernachlässigt worden sind) dankenswerterweise besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden. Es konnte aber bislang noch nicht festgestellt werden, dass dies auch spürbare Auswirkungen auf die diskursanalytische Praxis gehabt hätte.

reich sind) schließen, dass Foucault die Rolle der diskursiven Akteure nicht vollständig aus seinen Überlegungen zu Diskurs und Diskursanalyse ausgeblendet hat.

Andererseits sind die zentralen Texte Foucaults zur Begründung des Programms einer Diskursanalyse durchzogen von einer auffälligen und obstinaten Abstinenz gegenüber, bzw. – foucaultisch gesprochen – Abwesenheit von Agenten der Diskurse.³² Meistens ist es der Diskurs selbst, der (zumindest verbal, im Stil von Foucaults Formulierungen) zum Agenten avanciert. Die Menschen hinter den Diskursen werden mehr oder weniger zum Verschwinden gebracht. Dies mag mit dem berühmten, viel zitierten, von der Rezeption unter den Slogan »Tod des Subjekts« (und seine Unterform »Tod des Autors«) gebrachten Impetus von Foucaults Diskursbegriff zu tun haben. Auch wenn Foucault sich in der *Ordnung des Diskurses* recht scharf vom (linguistisch inspirierten) formalen Strukturalismus abgrenzt, so hat er doch dessen theoretische Haltungen übernommen: Seine Ausführungen (insbesondere in der *Archäologie des Wissens*) sind häufig von einem kaum noch überbietbaren Abstraktionsgrad und »Systematismus«. Damit ist gemeint, dass Foucault in ähnlicher Weise wie die strukturalistische Linguistik der reinen Lehre abstrakte Systeme (Relationen, Strukturen, Formationen) nicht nur zum eigentlichen Gegenstand der Diskursanalyse macht, sondern mehr noch zu eigenen Akteuren hochstilisiert, dabei aber unterschlägt, dass es stets Menschen (mit Interessen, Absichten, Haltungen, Einstellungen usw.) sind, die die diskursanalytischen Korpusgegenstände hervorbringen. Nicht von ungefähr erinnern die »immanenten Regelmäßigkeiten des Diskurses«, von denen Foucault in der *Archäologie des Wissens* spricht (ebd., S. 91), stark an die berüchtigte Aussage des Begründers des (linguistischen) Strukturalismus, Saussure, wonach »die Sprache ein System ist, das durch nichts als die eigene innere Ordnung bestimmt ist«.³³ Bei Foucault ist es häufig der Diskurs selbst (eine Diskursive Formation etc.), der (die) etwas tut, agiert usw.

Unabhängig von der schwierigen Frage, wie gut eine Untersuchung der Rolle der diskursiven Akteure von Foucaults eigenem Forschungsprogramm gedeckt ist, scheint mir in der Erforschung von deren Rolle und Wirksamwerden doch eine wichtige, wenn nicht unverzichtbare Aufgabe der Diskursanalyse zu liegen.³⁴ Dabei handelt es sich unzweifel-

32 In der (deutschen) Linguistik sind solche Tendenzen in sprachkritischer Betrachtung schon vor langer Zeit unter den Begriff der »Ent-Agentivierung« gebracht worden (siehe etwa von Polenz 1981 und 1985, S. 186 ff.). Es mutet in Bezug auf die Intentionen und Haltungen Foucaults etwas beklemmend an, dass diese Analyse zunächst im Zuge einer Kritik der Sprache des Nationalsozialismus und andere totalitärer Systeme entwickelt worden ist. Ent-Agentivierung ist aber auch ein Kennzeichen der Amts-, Verwaltungs- und Rechtssprache, und schließlich auch der Sprache der Wissenschaften.

33 »La langue est un système, qui ne connaît que son ordre propre« (Saussure 1967, S. 27).

34 Aufmerksamen Leserinnen und Lesern könnte aufgefallen sein, dass dies der erste Punkt meiner Ausführungen ist, bei dem ich von der von Foucault selbst vorgegebenen Linie (bzw. Verständnis) der Diskursanalyse abweiche. Daraus sollte nicht unbedingt geschlossen werden, dass ich durchgängig dafür plädieren würde, sich in der Diskursanalyse sklavisch an die Überlegungen Foucaults zu halten. (KennerInnen der Literatur könnten darauf verweisen, dass schon bei meiner erstmaligen Beschäftigung mit Idee und Ziel der Diskursanalyse in Busse 1987 deutliche Kritik an Foucault geübt und eine Erweiterung des Horizonts der Diskursanalyse über den Bereich des vom »Meister«

haft um eine Aufgabe für fachübergreifende Forschungen, da diverse Einzelwissenschaften (wie Geschichtswissenschaft, Sprach- und Literaturwissenschaft, Politikwissenschaft) zwar durchaus in ihrem eigenen theoretischen und methodischen Rahmen eigenständige Zugangsweisen zur Ebene der Akteure aufweisen können; das theoretische Primat liegt in diesem Falle aber wohl eindeutig bei der Soziologie. Insbesondere über Aspekte wie Rollenbegriff und Institutionenanalyse verfügt sie über begriffliche Instrumentarien, die von den anderen Disziplinen auch genutzt werden sollten. Dass dies bislang schon durchgängig der Fall wäre, kann keineswegs behauptet werden. Es lohnt sich daher durchaus, wenn die nicht-soziologischen Disziplinen hier öfter einmal über den Tellerrand und auf die theoretischen Bemühungen der Leitdisziplin für die Analyse sozialer Interaktionen, eben der Soziologie, blicken würden.

8 Diskurs und Text

Die Beziehung von Diskurs und Text ist mindestens ebenso ambivalent wenn nicht prekär wie einige andere der bisher angesprochenen Felder möglicher interdisziplinärer Aufgaben in der Diskursanalyse. Zunächst ist es unabweisbar, dass Diskursanalyse es in Bezug auf die konkreten Forschungsobjekte (Linguisten sprechen vom *Korpus* einer Untersuchung) zunächst, vorrangig und weit überwiegend mit Texten zu tun hat. Dies gilt auch dann, wenn Foucault in einer zentralen programmatischen Aussage postuliert hat:

»Ich habe versucht [...], die Geschichte nun nicht des Denkens allgemein, sondern alles dessen zu schreiben, was in einer Kultur Gedanken enthält.« (Foucault 1973b, S. 156)

Mit dieser Aussage entkleidet Foucault nicht nur tendenziell das Objekt der Analyse des Gesichtspunkts ihres materialen Trägers;³⁵ er reiht es auch ein in eine Reihe diversester Trägerformen, unter denen dann wohl der Text (so muss man vermuten) nur eine unter vielen möglichen materialen Trägerformen wäre. Dies wird nun aber weder der Realität des Diskurses bzw. der Diskurse noch der Diskursanalyse(n) gerecht; und zwar weder quantitativ noch qualitativ. Bedenkt man, dass der Begriff *Diskurs* in der Terminologie Foucaults ab einer bestimmten Phase seines Werkes den Begriff *Sprache* ersetzt hat,³⁶ dann sollte deutlich sein, dass dem Aspekt der Textualität eine zentrale Rolle in jeder Diskursforschung zukommen müsste und sollte. Betrachtet man jedoch die fachübergreifende Realität der real existierenden Diskursanalysen, dann zeigt sich, dass das Beharren

selbst abgesegneten hinaus vorgeschlagen worden ist.) Wenn ich mich im vorliegenden Text jedoch vergleichsweise eng an die Vorgaben aus Foucaults zentralen Texten selbst gehalten habe, dann hat dies vor allem den Zweck, deutlich zu machen, wie viel an dem interdisziplinären Potential der Diskursanalyse schon in deren erstmaligem fundierendem Entwurf enthalten ist.

35 Die partielle und tendenzielle Entkleidung des Objekts vom Gesichtspunkt seiner personalen Träger hatten wir im vorherigen Abschnitt thematisiert.

36 Siehe oben Kap. 2.

auf einer akribischen Berücksichtigung der textuellen (und das sind eben im Wesentlichen auch sprachliche) Bedingungen und Gegebenheiten bei der Analyse von Diskursen – und zwar ihre exakte und detaillierte Berücksichtigung *als* textuell und *als* sprachlich – nicht selten mit erkennbar kritischer und oft sogar erkennbar polemischer Ablehnung überzogen wurde. Die Begeisterung für die Interdisziplinarität der Diskursanalyse macht dann eben doch gerne Halt vor der Anstrengung des (fach-)fremden Begriffs (um mit Hegel zu sprechen).

Dass die Entkleidung des Diskurses von der Materialität seiner Textualität *eo ipso* eine Entkleidung von seiner Sprachlichkeit ist, haben wir bereits oben (Kap. 2) gesehen und diskutiert. Diese ist von Foucault in seiner dort beschriebenen Linguistik-Aversion gewollt (wenn auch darum nicht weniger problematisch). Etwas unklarer ist die Situation hinsichtlich der Texteigenschaft des diskursiven Materials. Der Begriff »discours« selbst ist ja im Französischen in einer seiner umgangssprachlichen Bedeutungen ein Begriff für Textklassen und/oder kommunikative Gattungen – und zwar medienübergreifend für Mündliches wie für Schriftliches.³⁷ Es fällt auf, dass Foucault gerade auch in der *Ordnung des Diskurses* textuelle Aspekte durchaus auch *als solche* in den Blick nimmt. Dies gilt etwa dort, wo er sich in einer längeren Passage (Foucault 1974, S. 16 ff.) dem Wirken des Kommentars als einem diskursiven Strukturierungsprinzip widmet. So wie Kommentieren eine bestimmte Form sprachlichen Handelns ist, haben sich in unseren Gesellschaften verschiedene Textsorten entwickelt, die der Gruppe der Kommentare zugerechnet werden können (Zeitungskommentar, Gesetzeskommentar, Bibelkommentar usw.). Indem Foucault den Kommentar als eine wichtige Form des Wirkens diskursiver Mechanismen analysiert, thematisiert er (zumindest implizit) auch Bedingungen und Mechanismen, die genuin etwas mit dessen Texteigenschaft zu tun haben. Textlinguisten würden hierbei von Textsorteneigenschaften sprechen.³⁸ Man wird von einem Philosophen (wie Foucault), aber auch von einem Soziologen, Historiker usw. nicht unbedingt die spezifische Detail-Kompetenz erwarten dürfen, die für eine akribische Textsorten-Analyse notwendig ist (welche als einen ihrer wichtigsten Aspekte auch eine Textfunktions-Analyse umfassen müsste, welche wiederum die Akteurs- ebenso wie die Adressatenebene als wichtiges Kriterium einbeziehen müsste). Daher ist eine vollständige und zufriedenstellende Erforschung des textuellen Aspektes von Diskursen, der ja offenbar von Foucault als sehr hochrangig und ergiebig im Rahmen der Ziele seiner Diskursanalyse angesehen wird, eben nur mit der Einbeziehung textwissenschaftlicher Kompetenz von Anfang an, und das heißt eben: als trans- oder interdisziplinäre Untersuchung, möglich.

37 Der Begriff der »kommunikativen Gattungen« ist in der Gesprächsforschung das Gegenstück zu dem, was in der Analyse schriftlicher Sprache Begriffe wie Textsorte, Texttyp oder Textklasse sind.

38 Tatsächlich diskutiert Foucault im erwähnten Abschnitt Differenzen zwischen unterschiedlichen Typen von Kommentaren; Linguisten würden solche Überlegungen unschwer als Aspekte auch für eine textsorten-linguistische Differenzierung akzeptieren.

9 Interdisziplinarität der Diskursforschung: Chancen – Synergien – Friktionen (aus linguistischer Sicht)

In den vorstehenden Abschnitten wurden verschiedene Felder interdisziplinärer Forschung im Rahmen der Diskursanalyse im Anschluss an Foucault vorgestellt und diskutiert. Dabei wurde deutlich, dass fast alle zentralen Aspekte (Begriffe, Analysegesichtspunkte) zum Diskursbegriff bei Foucault und zu den von ihm formulierten Ideen für eine Diskursanalyse mindestens zwei, wenn nicht mehr, akademische Disziplinen berühren, indem sie mögliche Gegenstände (oder Aspekte) beschreiben, die im traditionellen Verständnis zum genuinen Gegenstandskanon dieser unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen gerechnet werden. Dass sich die nach-Foucaltische Diskursanalyse zu einem fachübergreifenden, zunächst einmal multi-disziplinären Geschäft entwickelt hat und darüber hinaus eine bunte Szene fachübergreifender Austauschbeziehungen und Foren entstanden ist, ist daher äußerst naheliegend. Naheliegend ist auch, dass eine umfassende Diskursanalyse, die den ganzen Strauß der von Foucault angesprochenen Aspekte hinreichend erforschen will, eigentlich nur eine interdisziplinäre Forschung sein kann. Ebenso unabweisbar ist aber auch, dass eine echte fachübergreifende Forschung, die diesen Namen wirklich verdient, bislang höchstens in Umrissen und wenigen Einzelbeispielen sichtbar ist. Möglichen Gründen dafür soll abschließend nachgegangen werden.

Es geht dabei um Chancen, Synergien, wie mögliche oder bereits festgestellte Friktionen und Probleme transdisziplinärer Arbeit am Beispiel der Diskursanalyse. Um dabei eine angemessene Urteilsbasis zu haben, soll zunächst der Frage nachgegangen werden, welche Voraussetzungen für eine erfolgsgeeignete interdisziplinäre Forschung gegeben sein müssen, um aus der Beantwortung dieser Frage die Beschreibung möglicher Gründe für Friktionen und Störungen des interdisziplinären Prozesses ableiten zu können.³⁹ Nur wenn man den Gründen für solche mögliche Friktionen von Anfang an gezielt entgegenwirkt, hat eine wirklich interdisziplinäre Forschung überhaupt eine über den üblichen »leichten Weg« der puren Addition hinausreichende Erfolgchance.

Wissenschaften (wissenschaftliche Disziplinen) sind Systeme nicht nur von *Begriffen*, *Theorien* und *Gegenständen*, sondern insbesondere auch von *Methoden*, *Instrumentarien*, *Darstellungstechniken*, *Formulierungsstilen*, *Textsorten*, *Rekrutierungstechniken* und *-ritualen*, *Ratifikations-* und *Gratifikations-Gepflogenheiten*;⁴⁰ insbesondere sind sie aber auch

39 Vielleicht mag die Leserinnen und Leser interessieren (falls sie es nicht ohnehin schon wissen), dass die nachfolgenden Überlegungen von jemandem formuliert wurden, der dabei auf dreißigjährige Erfahrungen in (teilweise äußerst intensiver und tiefgründiger) interdisziplinärer Zusammenarbeit zurückblicken kann. Auch wenn diese Erfahrungen nicht ausschließlich und noch nicht einmal vorwiegend auf dem Feld der Diskursanalyse gesammelt wurden, sind sie doch grundsätzlich eine geeignete Urteilsbasis auch für die Beurteilung der Chancen und Risiken diskursanalytischer Interdisziplinarität.

40 Unter »Ratifikation« verstehe ich hier die Techniken und Rituale, mit denen wissenschaftliche Erkenntnisse in einer Disziplin als »wahr« beglaubigt werden; Techniken und Regeln, auf deren Grundlage festgestellt wird, ob sich (mit Foucault zu sprechen) eine Aussage oder Erkenntnis »im Wahren des (disziplinären) Diskurses« befindet. Unter »Gratifikation« verstehe ich die Systeme und Regeln von (personenbezogenen) Belohnungen und Belohnungsentzug, also desjenigen, was So-

»Systeme von Präferenzenhierarchien«. Können alle genannten Aspekte bereits für sich genommen zu möglichen Störfaktoren für den Erfolg interdisziplinärer Kooperation werden, so erscheint es als besonders problematisch und fatal, dass diese Faktoren oft eine enge wechselseitige Verflechtung eingehen, die möglicherweise den wichtigsten Störfaktor interdisziplinären Erfolgs überhaupt darstellt. Ich werde versuchen, auf all diese Aspekte als mögliche Störfaktoren (und auch deren wichtigste Wechselwirkungen) im interdisziplinären Geschehen knapp einzugehen.

Wer ernsthaft interdisziplinär arbeiten will, muss zunächst einmal die (wie Hegel es so unnachahmlich treffend ausgedrückt hat) »Anstrengung des Begriffs« auf sich nehmen; und zwar genau: des »fremden Begriffs« (und Begriffssystems). Und dies in hoher, und darum anstrengender, belastender, vielleicht überlastender Anzahl. Oder anders ausgedrückt: es muss ein bislang fremdes Denksystem eingeübt werden.⁴¹ Damit nicht genug, könnte es sein, dass manche der zu erlernenden Begriffe den Begriffen der eigenen Disziplin widersprechen (oder zu widersprechen scheinen). Man muss also auch noch die Bereitschaft mitbringen, solche Divergenzen aushalten zu können und dennoch im interdisziplinären Gespräch zu verbleiben. (Nicht jedem ist die dafür nötige »Leidensbereitschaft und -fähigkeit« gegeben.) Zudem bilden Begriffe meistens Bestandteile von Begriffssystemen. Nicht selten kommt es vor, dass bestimmte (Teil-) Begriffssysteme in zwei benachbarten Disziplinen auf den ersten Blick mehr oder weniger identisch oder vergleichbar zu sein scheinen, obwohl sie dies im Kern gar nicht sind, was sich aber oft genug erst nach intensivem Austausch herausstellt.⁴²

Mit der Konstitution von Begriffen geht die Konstitution von Gegenständen einher; mit der Konstitution von Begriffssystemen die Konstitution von Theorien und von Gegenstandsfeldern zugleich. Oft wird in der Theorien-Konstitution allein das Spezifikum einer Disziplin gesehen. Dabei wird aber oft übersehen, dass die Konstitution von Disziplinen ebenso eng mit *Interessen* und *Präferenzen* (und *Interessen-* und *Präferenzen-Hierarchien*) einhergeht. Beide sind eng mit Gegenstandswahl, Gegenstandskonstitution und Begriffsbildung verbunden. Ein gutes Beispiel hierfür stellt die Linguistik dar. Die durch eine enggeführte Rezeption des Werks Saussures bedingte Engführung der Gegenstandswahl und Selbstbestimmung als Disziplin im Zuge des Strukturalismus führte dazu, dass mehrere Jahrzehnte lang alle Gegenstände und Aspekte oberhalb und außerhalb des formal-strukturellen Schemas »Phonem-Morphem-Wort-Satz« als außerhalb des Faches liegend behandelt wurden. Notabene gab es damit natürlich auch keine definierten oder

ziologen »positive oder negative Sanktionen« nennen (»Peer review« und Maßnahmen der Forschungsförderung wie DFG u. ä. eingeschlossen.).

41 Folgt man den Erkenntnissen von Gedächtnispsychologen, dann erfordert ja die Erlernung von Begriffen, dass der Lernende die epistemische Struktur, die Struktur aus Wissenselementen, die schlussendlich den »Begriff« darstellt, auf der Basis seiner eigenen Kenntnisse, seines eigenen bisherigen Wissens, aktiv erzeugen (konstruieren) muss, nur dann kann ein Begriff als »erlernt« gelten. (Siehe hierzu etwa Bartlett 1932, S. 205 ff.) Interdisziplinäre Arbeit erfordert es, diesen Lernprozess vieldutzendfach zu vollziehen.

42 Sich aus den Friktionen solcher nur schein-identischer Begriffssysteme zu befreien, stellt oft eine der größten Herausforderungen für eine echte interdisziplinäre Zusammenarbeit dar.

reflektierten (also theoretischen) Begriffe etwa für *Text*, *Äußerung*, *sprachliche Handlung* usw. Für viele Linguisten stellte (und stellt latent immer noch) die Erweiterung der Linguistik um einen Gegenstands- und Theoriebereich um Größen wie Text und Gespräch auch heute noch eine Überschreitung der »eigentlichen Linguistik« dar; Forschungsergebnisse der Text- und Gesprächslinguistik werden von Vielen nicht zur Kenntnis genommen; Linguisten, die in diesen Feldern ausgebildet sind, haben schlechte Berufungs- und Bewerbungschancen usw. Und das alles hauptsächlich deshalb, weil sich die »traditionell« denkenden Linguisten einfach nicht dafür interessieren. Innerhalb der (natürlich historisch und theoretisch bedingten, vielen allerdings nicht offen bewussten) Präferenzen-Hierarchie eines strukturalistischen Linguisten stellt die Beschäftigung mit Einheiten oberhalb der Satzgrenze einfach einen »Non-Valeur« dar.

Divergente Begriffe, Begriffssysteme, Theorien, Gegenstandsfelder, -definitionen und -abgrenzungen, sowie die damit eng zusammenhängenden Interessen- und Präferenzen-Hierarchien stellen wohl den wichtigsten Störfaktor für den Erfolg echter interdisziplinärer Forschung dar. Sie könnten für 60 – 80 % aller Fälle des Scheiterns solcher Vorhaben verantwortlich sein. Eng damit verbunden (aber nicht identisch) sind Gründe, die in den unterschiedlichen Methoden und Methoden-Verständnissen liegen. Methoden-Kanons und -Anforderungen wissenschaftlicher Disziplinen hängen oft enger mit Interessen und Präferenzen (und deren Hierarchien) zusammen, als vermutet wird – auch wenn es beliebt ist, sie (schein-)objektivistisch zu begründen. Und nicht zuletzt: Wissenschaften unterscheiden sich auch stark hinsichtlich der Frage, ein wie großes Gewicht sie überhaupt den Methoden und der Methodenwahl zumessen; das Spektrum kann dabei von »völlig unmethodisch« (oder gar-methodenfeindlich) bis »strikt methodisch« (im Sinne des: »Ohne eine – bestimmte – Methode keine – als solche – anerkannte Erkenntnis«) reichen.⁴³ Im Falle der »Diskursanalyse nach Foucault« prallen insbesondere stärker interpretativ und hermeneutisch determinierte Forschungsauffassungen und quantitativ-zählende Forschungsauffassungen mehr oder weniger unvermittelt aufeinander. Es ist schwer vorstellbar, dass WissenschaftlerInnen, die stark gegensätzlichen bis konkurrierenden Methodenverständnissen anhängen, jemals zu einer fruchtbaren interdisziplinären Arbeit kommen könnten.⁴⁴ Im besten Fall verbleibt es meistens bei der wechselseitigen Anerkenntnis der mit den jeweiligen Arbeitsansätzen erzielten Ergebnisse. Oft (wenn nicht gar meistens) unterbleibt sogar das. Echte interdisziplinäre Forschung im Sinne ge-

43 In der linguistischen »discourse analysis«, also der Gesprächslinguistik, waren lange Zeit Ansätze der sog. »Ethnomethodologie-Schule« konstitutiv und forschungsleitend, die zu einer starken Theorie- und Methoden-Abstinenz (wenn nicht -Feindschaft) von Vertretern dieser Teildisziplin geführt haben, die bis heute spürbar ist. Auf Vertreter von anderen Disziplinen mit einer ausgeprägten Methoden-Kultur kann das befremdend wirken und auf starkes Unverständnis und Ablehnung stoßen, wie Verf. z.B. in Berufungsverfahren mit fachübergreifend besetzten Kommissionen selbst beobachten konnte.

44 Solche Divergenzen bestehen freilich oft nicht nur zwischen verschiedenen Wissenschaften, sondern auch innerhalb einzelner Disziplinen selbst. Die Linguistik ist wiederum ein gutes Beispiel dafür. Schon die innerfachliche Kooperation kann dadurch erheblich erschwert werden.

meinsam durchgeführter Forschungsvorhaben scheitert daher häufiger, als es nach außen zugegeben wird, an divergenten Methodenverständnissen.

Die Divergenz in den als gültig oder zulässig angesehenen Methoden⁴⁵ schlägt auf *Instrumentarien*, *Darstellungstechniken*, *Formulierungsstile*, *Textsorten* der Forschung und der Ergebnisdarstellung durch. Der/die Eine wird möglicherweise schon das Interesse verlieren, wenn er/sie ein Buch oder Aufsatz aufschlägt und mehr Tabellen als Text entdeckt; dem/der Anderen graust es möglicherweise vor der in manchen kulturwissenschaftlichen Disziplinen gepflegten eher narrativen Darstellungstechnik. Bis zum General-Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit an die fremde Seite ist es dann oft nicht mehr weit. Das Fremde wirklich auch in der Praxis auszuhalten, fällt vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern – trotz aller Lippenbekenntnisse zur Interdisziplinarität in den Sonntagsreden der Akademia – erkenntlich schwer.⁴⁶

Einen der Haupt-Störfaktoren für eine echte interdisziplinäre Forschung (und eine interdisziplinär orientierte Diskursanalyse würde da keine Ausnahme machen) stellen jedoch die Rahmenbedingungen der Wissenschaft (»Wissenschaft als Beruf« im Sinne Max Webers, vgl. Weber 2002) dar, die in das Feld der Wissenschaftssoziologie fallen. Hier geht es insbesondere um die in jeder Disziplin, jedem Fach jeweils spezifischen »Ratifikations- und Gratifikations-Gepflogenheiten«, an denen wiederum »Rekrutierungstechniken und -rituale« hängen. Üblich und oft beobachtbar ist Folgendes: Auf interdisziplinäre Themen und Foren stürzen sich bevorzugt junge und jüngste (Nachwuchs-) WissenschaftlerInnen, die noch wenig Erfahrung mit der »Wissenschaft als Institution« gemacht haben. Die Begeisterung für Interdisziplinarität schwindet dann oft proportional zu dem Ausmaß, in dem diese Nachwuchskräfte die wirklichen Rekrutierungstechniken⁴⁷ des Faches, in das sie hineinstreben, zu durchschauen lernen.⁴⁸ Dies ist einer der Punkte, in der die (inhaltliche, d.h. theoretische und methodische) Form der wissenschaftlichen Arbeit direkt abhängig ist und gesteuert wird vom Rekrutierungssystem einer Disziplin, die wiederum stark an deren Bewertungs- und Ratifikationsregeln gebunden sind (welche wiederum mit disziplinären Interessen und Präferenzen eng zusammenhängen). Da Foucault in der *Ordnung des Diskurses* die wissenschaftlichen Diszipli-

45 Urteile über Gültigkeit und Zulässigkeit von Methoden (aber auch von Begriffen und Definitionen) sind selbstredend direkt abhängig von Bewertungsrastern, die von den jeweiligen Präferenzen-Hierarchien und Interessen geprägt sind.

46 Der Verf. hat selbst bislang so gut wie keine interdisziplinäre Tagung erlebt, auf der nicht irgendwann einer der anwesenden (und sei es jemand aus dem Publikum) einen polemischen General-Einwand gegen die Sichtweise aus der ihm fremden Disziplin eingebracht hätte – gerne untermalt mit beißend spöttischem Ton (insbesondere wenn es sich um eine scheinbar »fremde« Sichtweise auf Gegenstände und Aspekte handelte, die als die ureigenen der jeweils eigenen Disziplin betrachtet wurden).

47 Auch hier gilt wieder: die Realität richtet sich nie nach den Sonntagsreden ...

48 Um einmal Klartext zu reden: Wenn ich mein Amt als akademischer Lehrer (als Betreuer von Dissertationen und Habilitationen und Berater von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern) verantwortungsbewusst wahrnehmen will, dann kann ich aus Gründen der Berufsperspektive Niemandem zu einer Themenstellung und Arbeitsweise raten, in der das Interdisziplinäre das Übergewicht hat – auch wenn ich selbst glühendster Anhänger interdisziplinärer Wissenschaft wäre.

nen selbst als einen der wichtigsten Ausschlussmechanismen der Diskurse aufgenommen hat, wäre es ein guter Gegenstand interdisziplinärer diskursanalytischer Forschung, einmal fachübergreifend diese Rekrutierungs- und Ratifikationssysteme in den Blick zu nehmen.⁴⁹

Ein wichtiger Störfaktor für den Erfolg interdisziplinärer Forschung muss noch erwähnt werden, der zu den oben genannten und danach diskutierten Faktoren fachübergreifender Arbeit hinzukommt. Man könnte ihn »Disziplinen-Eifersucht« nennen. Er liegt immer dann vor, wenn die VertreterInnen zweier akademischer Fächer (oder Teil-Fächer) der Meinung sind, dass ein bestimmter Gegenstand (ein Theoriebereich) zu den »ureigenen« Gegenständen (oder Theorien) gehöre, von denen »die Anderen« gefälligst ihre Finger zu lassen haben.⁵⁰ Die Wissenschaftsgeschichte ist durchzogen von solchen Abgrenzungstreitigkeiten, die vertiefte Interdisziplinarität immer wieder stark behindert wenn nicht verhindert haben. Es ist einer der großen Vorteile der Diskursanalyse, dass sie von Anfang an keinem bestimmten Fach allein zugehörig war, so dass solchen Claim-Abgrenzungs-Bestrebungen zumindest historisch gesehen der Boden oder zumindest die Rechtfertigung entzogen ist.

Bislang habe ich vor allem allgemeine Bedingungen und Faktoren interdisziplinärer Forschung diskutiert, die sich zu Störfaktoren auswachsen könnten (oder in der Vergangenheit in vielen Fällen bereits haben). Nachfolgend möchte ich noch auf Erfahrungen mit Erfolgsbedingungen wie Störfaktoren interdisziplinärer Arbeit in der Diskursforschung speziell eingehen. Ich sehe im Wesentlichen drei Bereiche für Friktionen auf dem Wege zum Ziel einer echten interdisziplinären Diskursforschung. Zwei davon hängen mit im engeren Sinne wissenschaftlichen Bedingungen zusammen, einer ist vor allem durch außerwissenschaftliche Faktoren geprägt.

Herrschte bislang in der nach-foucaultschen Diskursanalyse, was den Wunsch nach Interdisziplinarität anging, noch »eitel Freude und Sonnenschein« vor, so ist in jüngster Zeit (wenn nicht alles täuscht) ein schärferer Ton im internen Diskurs spürbar. Er bezieht sich, wie es scheint, insbesondere auf die Frage nach den geeigneten Methoden. Auch wenn die scheinbare Dichotomie *quantitativ* vs. *qualitativ* dabei eine wichtige Rolle spielt, lässt sich dieser Typ von Friktionen wohl nicht ausschließlich darauf reduzieren. Der »schärfere Ton« drückt sich darin aus, dass offenbar Vertreter einer Diskursforschung, die sich durch große Zahlen und schicke Diagramme beeindrucken lässt, dazu übergehen, diskursanalytischen Forschungsergebnissen, die nicht mit Zahlenverhältnissen begründet werden, tendenziell die Wissenschaftlichkeit und den Erkenntnischarakter abzusprechen. Quantitative Methodik wird dadurch zu einem Ausschlussmechanismus, der dazu führen soll, dass nicht-quantitativ erzeugte Erkenntnis als nicht mehr »im

49 Das methodische Problem dürfte dabei sein, dass die Diskurse, die diese Systeme prägen, nur im Arkanum von Prüfungs-, Berufungs- und Bewilligungskommissionen (und oft noch nicht einmal dort, sondern noch diskreter im Rahmen der noch verborgeneren, aber oft wenn nicht meistens entscheidungsprägenden Flur- und Biertisch-Gespräche) geführt werden und also (wohl ziemlich bewusst) sich der Dokumentation und damit einem möglichen Diskurs-Korpus entziehen.

50 »Die Anderen« müssen dabei nicht unbedingt einem völlig anderen Fach angehören, es reicht schon, dass sie einem anderen Teilfach innerhalb des eigenen Faches angehören.

Wahren der Diskursanalyse liegend« (um mit Foucault zu sprechen), diskriminiert werden soll. Wer so argumentiert, legt aber den Spaltpilz an die interdisziplinäre Diskursanalyse. Eine Mindestanforderung an eine erfolgversprechende und zukunftssträchtige interdisziplinäre Forschung ist es, dass Ergebnisse, die mit Ansätzen erzielt wurden, die einem fremd sind oder die man nicht teilt, nicht in ihrer Wissenschaftlichkeit in Frage gestellt werden. War in diesem Punkt bislang in der Diskursanalyse eher eine überraschende Großzügigkeit festzustellen, so scheint sich in letzter Zeit eine zunehmende Engstirnigkeit breitzumachen. Wenn nicht alles täuscht, ist ursächlich dafür möglicherweise das oben genannte Eifersucht-Syndrom: Nachdem der Diskursbegriff nach Foucault und die Diskursanalyse offenbar das Stadium der Etablierung und Durchsetzung in den verschiedenen Fächern mehr oder weniger erfolgreich überwunden haben, sind beide offenbar zu Objekten so starker Begierde geworden, dass Eigentums- und Reservierungs-Attitüden sich breitzumachen beginnen. Solche sind jedoch bestens geeignet, echten interdisziplinären Austausch schnellstens zum Erliegen zu bringen.

Ein weiterer Störfaktor könnte in dem liegen, was man die »partiell-totalitär-Dichotomie« nennen könnte. Dabei denke ich an Folgendes: Die Idee der Diskursanalyse hat einen ziemlich umfassenden Anspruch entwickelt und wird auch häufig mit einem solchen umfassenden Anspruch vertreten. Nun ist es ein Charakteristikum jeglicher empirischen Forschung, dass sie zur Spezialisierung und damit zur Aufsplitterung von Gegenständen in Teil-Gegenstände führt. Echte interdisziplinäre Forschung muss es aushalten können, wenn in den beteiligten Disziplinen unterschiedliche Grade an »Granularität« in der Gegenstandsaufspaltung angelegt werden. Werden solche Differenzen in der Granularität (die durchaus nicht nur zwischen Disziplinen, sondern auch innerhalb von Disziplinen auftreten können) nicht mehr »ausgehalten«, so ist auch diese Unduldsamkeit ein Spaltpilz für erfolgreiche interdisziplinäre Forschung bzw. Forschungsk Kooperation. Wenn nicht alles täuscht, so können innerhalb der gegenwärtigen Diskursforschung Stimmen festgestellt werden, die gegenüber einer spezialisierten Forschung an Teilaspekten und partiellen Gegenständen mit dem Ziele eines Beitrages zu einer Diskursanalyse ein emphatisches Bekenntnis zu einer umfassenden, die Merkmale von Diskursen »vollständig«, »total«, erfassenden Analyse gegenüberstellen. Nicht selten haben solche Meinungen einen leicht polemischen Unterton in dem Sinne, dass nur eine totale Analyse eine echte Diskursanalyse im Sinne des Meisters sei. Solche Art von Radikalität kann leicht in wissenschaftlichen »Totalitarismus« umschlagen, was ebenfalls der Tod interdisziplinärer Kooperation (und Kooperationsfähigkeit) wäre.

Schließlich sei noch ein (bereits bekannter und auch schon öfters diskutierter) Punkt möglicher Friktionen in einer interdisziplinären Diskursforschung genannt, der sich um den Aspekt der Macht und die (von manchen geleugnete) Differenz zwischen Machtanalyse und Machtkritik (letztere von den Meisten verstanden als eine Kritik der Mächtigen) rankt. Danach werden Forschungsansätze einer (häufig spöttischen) Fundamental-Kritik unterzogen, die den bei Foucault zentralen Aspekt der Machtanalyse (im Sinne einer Analyse der Macht stützenden und ermöglichenden diskursiven Mechanismen) für wichtiger (und wissenschaftlich ergiebiger) erachten als die politische Kritik der Mächtigen oder einzelner Auswüchse von gegenwärtiger Macht. Insbesondere bei Vertretern ei-

ner sich als politische Aktion verstehenden kritischen Diskursanalyse ist die Bereitschaft, die strikt empirisch-deskriptive Haltung einer beschreibenden und Strukturbeziehungen aufdeckenden Diskursanalyse (die eo ipso immer auch Machtanalyse ist, sonst wäre sie keine »Diskursanalyse nach Foucault«) auszuhalten und deren Ergebnisse als gleichberechtigt und ebenso wichtigen Beitrag anzuerkennen, nur äußerst schwach ausgeprägt. Solche Differenzen auszuhalten, und nicht jede Formulierung der Anderen mit der Elle der eigenen (tages-) politischen Vorlieben zu messen, wäre ebenfalls eine wichtige Vorbedingung für die Chance des Gelingens einer interdisziplinären Kooperation in der Diskursanalyse.

Ich breche die Überlegungen und Beobachtungen an diesem Punkte ab. Für die Zukunft vermag ich keine Prognose abzugeben. Beides ist vorstellbar und möglich: Entweder es etabliert sich im Feld der Diskursanalyse die als wichtigste Vorbedingung anzusehende »Kultur der Toleranz« und »Kultur des Aushaltens der Differenz«, ohne die eine erfolgreiche interdisziplinäre Forschung nicht möglich ist, oder es kommt zu einer weiteren disziplinären Aufsplitterung und Spezialisierung der Diskursforschung unter dem Diktat der »eifersüchtigen Bewahrung des Eigenen«. Für Beides gab und gibt es in der bisherigen Diskursanalyse-Szene Beispiele und Anzeichen. Möge sich die Linie der Toleranz durchsetzen. Dies muss nicht unbedingt zur Radikalität eines »anything goes« im Sinne von Paul Feyerabend führen, wäre aber als einzige der beiden alternativen Entwicklungen der Weg, der zu einer »Erkenntnis für freie Menschen« in seinem Sinne passen würde.

Literaturverzeichnis

- Bartlett, F. C. (1932): *Remembering: A Study in Experimental and Social Psychology*. Cambridge: UP.
- Busse, D. (1987): *Historische Semantik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (1992): *Recht als Text. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Busse, D. (2000): *Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 86. Paderborn: Wilhelm Fink, S. 39–53.
- Busse, D. (2003): *Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie*. In: Dutt, C. (Hrsg.): *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*. Heidelberg: Winter, S. 17–38.
- Busse, D. (2007): *Diskurslinguistik als Kontextualisierung: Methodische Kriterien. Sprachwissenschaftliche Überlegungen zur Analyse gesellschaftlichen Wissens*. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): *Diskurslinguistik. Methoden – Gegenstände – Grenzen*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 81–105.
- Busse, D. (2008): *Diskurslinguistik als Epistemologie. Das verstehensrelevante Wissen als Gegenstand linguistischer Forschung*. In: Warnke, I. H./ Spitzmüller, J. (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 57–88.
- Busse, D. (2013a): *Linguistische Diskursanalyse. Die Macht der Sprache und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit aus der Perspektive einer linguistischen Epistemologie*. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Diskurs – Sprache – Wissen. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Sprache und Wissen in der Diskursforschung*. Wiesbaden: VS, S. 51–77.

- Busse, D. (2013b): Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterungen nach 30 Jahren. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 31–54.
- Busse, D. (2013c): Diskurs – Sprache – Gesellschaftliches Wissen. Perspektiven einer Diskursanalyse nach Foucault im Rahmen einer Linguistischen Epistemologie. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 147–186.
- Busse, D. (2016): Diskurs und Wissensrahmen. Erscheint in: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurs. (Handbücher Sprachwissen, Band. 6) Berlin und New York: de Gruyter.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.) (2013): Linguistische Diskursanalyse – neue Perspektiven. Wiesbaden: VS.
- Dubiel, H. (1976): Institution. In: Ritter, J./Gründer, K./Gabriel, G. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie, Band 4. Basel: Schwabe Verlag, S. 418–424.
- Feyerabend, P. (1979): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [1966a]
- Foucault, M. (1973a): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [1969]
- Foucault, M. (1973b): Entretien: Michel Foucault, »les mots et les choses«. In: Reif, A. (Hrsg.): Antworten der Strukturalisten: Roland Barthes, Michel Foucault, Francois Jacob, Roman Jakobson, Claude Levi-Strauss. Hamburg: Hoffmann und Campe, S. 147–156. [1966b]
- Foucault, M. (1974): Die Ordnung des Diskurses. München: Hanser. [1971]
- Foucault, M. (1988): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main: Fischer.
- Guedez, A. (1972): Foucault. Paris: Editions Universitaires.
- Jäger, S. (1993): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS).
- Jung, M. (1994a): Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jung, M. (1994b): Zählen oder Deuten? Das Methodenproblem der Diskursgeschichte am Beispiel der Atomenergiedebatte. In: Busse, D./Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte: Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 60–81.
- Keller, R. (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse als interpretative Analytik. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Konstanz: UVK, S. 49–76.
- Keller, R. (2012): Der menschliche Faktor: Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektpositionen, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Wiesbaden: VS, S. 69–108.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden. 3., erweiterte Auflage. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2012): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empire von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 69–108.
- Mead, G. H. (1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [1934]
- Niehr, T. (2004): Der Streit um Migration in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Eine vergleichende diskursgeschichtliche Untersuchung. Heidelberg: Winter.

- Niehr, T. (2014). Einführung in die linguistische Diskursanalyse. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- von Polenz, P. (1981): Über die Jargonisierung von Wissenschaftssprache und wider die Deagentivierung. In: Bungarten, T. (Hrsg.): Wissenschaftssprache. Beiträge zur Methodologie, theoretischen Fundierung und Deskription. München: Wilhelm Fink, S. 85–110.
- von Polenz, P. (1988): Deutsche Satzsemantik. Berlin und New York: de Gruyter.
- Reisigl, M. (2007): Zum innerlinguistischen Status der Diskursanalyse. In: Redder, A. (Hrsg.): Diskurse und Texte. Festschrift für Konrad Ehlich zum 65. Geburtstag. Tübingen: Stauffenburg, S. 71–80.
- Reisigl, M. (2012): Critical Discourse Analysis. In: Bayley, R./Cameron, R./Lucas, C. (Hrsg.): The Oxford Handbook of Sociolinguistics. Oxford: Oxford University Press.
- Reisigl, M. (2013, in Vorbereitung): Kritische Diskursanalyse. Der diskurshistorische Ansatz.
- Roth, K.S. (2006): Diskurslinguistische Zugänge zu den sprachlichen Verhältnissen zwischen Ost und West. Zur aktuellen Relevanz eines alten Themas. In: Zeitschrift für angewandte Linguistik 45, S. 107–120.
- Roth, K.S. (2008): Interpersonale Diskursrealisationen. Überlegungen zu ihrer Integration in die diskurssemantische Forschung. In: Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter, S. 323–358.
- Roth, K. S. (2013): Diskurspragmatik. Was Text- und Diskurslinguistik von der Discourse Analysis lernen können. In: Gruzca, F. (Hrsg.): Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses Warschau 2010. »Vielheit und Einheit der Germanistik weltweit«. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- de Saussure, F. (1967): Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin: de Gruyter.
- Scharloth, J./Eugster, D./Bubenhofer, N. (2013): Das Wuchern der Rhizome. Linguistische Diskursanalyse und Data-driven Turn. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse – neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 345–380.
- Schülein, J.A. (1987): Theorie der Institution. Eine dogmengeschichtliche und konzeptionelle Analyse. Opladen: Leske und Budrich.
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [1932]
- Sheridan, A. (1980): Michel Foucault: The will to truth. London und New York: Routledge.
- Sloterdijk, P. (1972): Michel Foucaults strukturelle Theorie der Geschichte. In: Philosophisches Jahrbuch 79, S. 161–184.
- Teubert, W. (2010): Meaning, discourse and society. Cambridge: Cambridge University Press.
- Teubert, W. (2013): Die Wirklichkeit des Diskurses. In: Busse, D./Teubert, W. (Hrsg.): Linguistische Diskursanalyse – neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 55–146.
- Warnke, I. H. (2005): Diskurslinguistik als Kulturwissenschaft. In: Erhart, W. (Hrsg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart und Weimar: Metzler, S. 308–324.
- Warnke, I. H. (2007a): Diskurslinguistik nach Foucault – Dimensionen einer Sprachwissenschaft jenseits textueller Grenzen. In: ders. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Berlin und New York: de Gruyter, S. 3–24.
- Warnke, I. H. (Hrsg.) (2007b): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter.
- Warnke, I. H./Meinhof, U./Reisigl, M. (Hrsg.) (2013): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Beschreibung und Kritik. Berlin: Akademie.
- Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.) (2008): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin und New York: de Gruyter.
- Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (2011): Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin und New York: de Gruyter.
- Weber, M. (2002): »Wissenschaft als Beruf«. In: Weber, M. (Hrsg.): Schriften 1894–1922. Ausgewählt und herausgegeben von D. Kaesler. Stuttgart: Kröner, S. 474–511. [1919]

- Wengeler, M. (1997): Vom Nutzen der Argumentationsanalyse für eine linguistische Diskursgeschichte. Konzept eines Forschungsvorhabens. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht 80, S. 96–109.
- Wengeler, M. (2003): Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985). Tübingen: Niemeyer.
- Wengeler, M. (2005): »Das Szenario des kollektiven Wissens einer Diskursgemeinschaft entwerfen«. Historische Diskursesemantik als »kritische Linguistik«. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur 1(3), S. 262–282.
- Wengeler, M. (2011): Linguistische Diskursanalysen – deskriptiv, kritisch oder kritisch durch Deskription? In: Schiewe, J. (Hrsg.): Sprachkritik und Sprachkultur. Konzepte und Impulse für Wissenschaft und Öffentlichkeit. Bremen: Hempen, S. 35–48.
- Wengeler, M. (2013): Aspekte eines gemeinsamen Diskursbegriffs für das Forschungsnetzwerk »Sprache und Wissen«. In: Felder, E. (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin und New York: de Gruyter, S. 57–73.
- Ziem, A. (2005a): Begriffe, Topoi, Wissensrahmen: Perspektiven einer semantischen Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Wengler, M. (Hrsg.): Sprachgeschichte als Zeitgeschichte. Hildesheim: Olms, S. 315–348.
- Ziem, A. (2005b): Frame-Semantik und Diskursanalyse. Zur Verwandtschaft zweier Wissensanalysen (abrufbar über: »L'analyse du discours en Allemagne et en France: Tendances actuelles en sciences du langage et en sciences sociales«, www.johannes-angermueller.de).
- Ziem, A. (2008): Frame-Semantik und Diskursanalyse – Skizze einer kognitionswissenschaftlich inspirierten Methode zur Analyse gesellschaftlichen Wissens. In: Warnke, I. H./Spitzmüller, J. (Hrsg.): Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Methoden. Berlin und New York: de Gruyter, S. 89–116.
- Ziem, A./Wengeler, M. (2010): »Wirtschaftskrisen« im Wandel der Zeit. Eine diskurslinguistische Pilotstudie zum Wandel von Argumentationsmustern und Metapherngebrauch. In: Landwehr, A. (Hrsg.): Diskursiver Wandel. Wiesbaden: VS, S. 33–52.

Anschrift:

Prof. Dr. Dietrich Busse
 Heinrich Heine Universität Düsseldorf
 Abteilung für Germanistische Sprachwissenschaft I
 Universitätsstr. 1
 40204 Düsseldorf
 d.busse@uni-duesseldorf.de

Wie erlangt man im Diskurs Kommunikationsmacht?

Zusammenfassung: In dem Artikel wird danach gefragt, wie man in (medial gestützten) Diskursen Kommunikationsmacht aufbauen kann. Deshalb wird anfangs das Konzept der ‚Kommunikationsmacht‘ vorgestellt, um dann die These zu begründen, dass man die Frage nach der Kommunikationsmacht in Diskursen nur dann sinnvoll stellen kann, wenn man den Diskurs als einen sich in verschiedenen Phasen vollziehenden sozialen Prozess versteht, der maßgeblich von sinnhaft handelnden Akteuren getragen wird. Eine prozessorientierte Diskursanalyse, die wissenssoziologisch angelegt ist, kann den Aufbau und die Wirkung von Kommunikationsmacht sichtbar und verständlich machen.

Schlagwörter: Kommunikationsmacht, korporierter Akteur, Kommunikationsfiguration, prozessorientierte Diskursanalyse, kommunikativer Konstruktivismus, diskursive Konstruktion von Wirklichkeit

Abstract: This article deals with the question, how to create communicative impact in (media-based) discourses. Therefore, the concept of communicative impact power is presented at the beginning, to justify the thesis, that the question of communicative impact in discourses only makes sense, if the discourse is understood as a social process that is performed in various phases, and which is significantly realized by meaningful participating actors. A process-oriented discourse analysis, which is applied as a part of the sociology of knowledge, helps to clarify the construction and the effect of communicative impact and makes it understandable.

Keywords: communicative power, communicative impact corporate actor, figuration of communication, process-oriented discourse analysis, communicative constructivism, discursive construction of reality

1 Kommunikationsmacht – was ist das?

Wer kommuniziert, der handelt, der will (entweder bewusst oder habituell) seine Welt verändern. Wer kommunikativ handelt, der gibt ohne Zweifel auch kund, er teilt mit. Aber er teilt nicht mit, weil er ein »Nacherleben«, ein »Verstehen« erreichen will, sondern weil er (explizit oder implizit) ein »Handeln« Anderer auslösen möchte. Kommunikatives Handeln begnügt sich nicht mit Verstehen, sondern Verstehen ist nur die (nicht immer notwendige) Zwischenstation, die man erreichen muss, um den Anderen zu etwas zu bewegen.

Jeder Kommunizierende beeinflusst das Handeln seines Gegenübers bzw. auch das derer, die das kommunikative Handeln nur wahrnehmen ohne direkt adressiert zu sein – manchmal weil er genau dies will, oft ohne explizite Absicht. Kommunikatives Handeln ist jedoch immer handlungsorientiert, selbst wenn es nur expressiv zu sein scheint wie bei emotionalen Ausbrüchen.

Deshalb ist die zentrale Frage einer Wissenschaft, die kommunikatives Handeln zu ihrem Gegenstand macht (Soziologie, Kommunikationswissenschaft), nicht die Frage danach, wie und weshalb Menschen sich verstehen (was gewiss eine interessante Frage ist), sondern wie sich »Kommunikationsmacht« aufbauen und praktizieren lässt, oder anders: auf welche Weise sich mittels kommunikativen Handelns Wirkung bei anderen Menschen erzielen lässt. Die Kommunikationswissenschaft muss deshalb aus meiner Sicht ihre bisherige Leitdifferenz umstellen – und zwar von »Verstehen/Nichtverstehen« auf »Wirkung/Nichtwirkung«. Mit dieser Umstellung ist sie dann nicht mehr eine Hilfswissenschaft der Sozialwissenschaften, sondern in deren Zentrum und sie ist in der Lage, die theoretischen Grundlagen für einen »kommunikativen Konstruktivismus« (Keller/Knoblauch/Reichert 2012) zu schaffen.

Für den kommunikativen Konstruktivismus ist Kommunikation die von Menschen geschaffene basale, auf andere Menschen gerichtete, wechselseitige Handlung, welche die Welt, die Gesellschaft und die Menschen erzeugt: Kommunikation ist das Werkzeug, das von der Gattung Mensch Schritt für Schritt zur ›Selbsterzeugung‹ entwickelt wurde und die ›Selbsterzeugung‹ möglich machte. Kommunikation ist das historisch gewachsene Mittel und das Ergebnis – und deshalb gerade nicht zirkulär: Kommunikation ist ein gutes Mittel für ›bootstrapping‹ (vgl. Tomasello 2002; Ortmann 2004, S. 56 f.). Kommunikation besteht also aus einer Fülle von Praktiken, mit der die Menschen sich selbst, den Anderen und ihre Welt überhaupt erst erschaffen und immer wieder aufs Neue an Andere weitergeben (siehe ausführlich Reichertz 2012).

Die zentrale Frage einer sozialwissenschaftlichen Kommunikationswissenschaft oder auch einer kommunikationstheoretischen Sozialwissenschaft ist also nicht Verstehen, sondern weshalb derjenige, der nicht nur einfach hört (akustisch), sondern kund nimmt (sinnhaft), was der Andere ihm kommuniziert, die Beeinflussung durch die Zeichen für sich annehmen sollte – also weshalb er (bezogen auf das Handlungsfeld) das Nahegelegte oder Erwartete/Erbetene tun oder (bezogen auf einen Diskurs) die angetragene Ansicht/Bewertung übernehmen sollte. Niemand muss nämlich das tun, was er verstanden hat, tun zu sollen. Und er muss nicht das denken, was man ihm nahelegt zu denken. Jeder Mensch kann auch immer anders. Denn Einspruch und Widerspruch können bei Menschen nicht still gestellt werden – gerade wenn er in Machtbeziehungen lebt (Foucault 2005, S. 890). Die Möglichkeit zum Widerspruch ist konstitutiv für die Gattung Mensch. Sie schafft nämlich erst die Notwendigkeit und die Voraussetzung für Kommunikation. Könnte man nicht anders, müsste der andere nicht kommunizieren.

Sprachliche Mittel allein reichen jedoch nicht aus, den anderen zu etwas zu bewegen – außer man glaubt an den Sprachzauber. Es muss immer etwas hinzukommen, etwas Zusätzliches (Luhmann 2003, S. 6 f.), das nicht sprachlich ist, das bewegt, genauer: das Anlass gibt, sich in die gewünschte Richtung zu bewegen. Die Frage ist, was das ist, das uns dazu bewegt, den Wünschen des Kundgebenden zu folgen. Eine erste Antwort auf diese Frage lautet: Es ist »Macht« oder genauer: es sind »Machtbeziehungen« (Foucault 2005, S. 889). Macht ist dabei eine Art Platzhalter für alle Gründe, welche die Chance mit sich bringen, den anderen zu Handlungen zu bewegen.

Schaut man aus größerer Höhe auf die ›Kräfte‹ (forces), die Menschen dazu bewegen können, kommunikativen Zumutungen Folge zu leisten, dann lassen sich wohl *drei* grundsätzlich verschiedene Kräfte ausmachen, die sich in der täglichen Praxis allerdings immer wieder durchmischen und deshalb nur analytisch klar voneinander zu trennen sind: *Gewalt*, *Herrschaft* und *Beziehung*. Alle drei Machtquellen bestehen aus Praktiken, also der Fülle der Praktiken, Gewalt auszuüben, anderen Schmerz zuzufügen, der Fülle der Praktiken, Herrschaft zu nutzen, andere zu behindern oder zu fördern und der Fülle der Praktiken, Beziehungen aufzubauen und für seine Ziele zu nutzen. Diese Praktiken zielen darauf ab, Macht auszuüben, also den eigenen Willen auch gegen Widerstand der anderen Beteiligten durchzusetzen. Macht ist der Oberbegriff, Gewalt, Herrschaft und Beziehung sind die Unterbegriffe. Wo Zwang ist, da ist Gewalt. Wo Auftrag ist, da ist Herrschaft. Wo Liebe ist, da ist Beziehung. Und wo Nachfolge ist, da ist auch Macht. Selbst dort, wo Wahrheit ist, da ist Macht. Allerdings macht es einen politischen, ethischen und auch praktischen Unterschied, was die jeweilige Quelle der Macht ist.

Schließlich möchte ich hier noch auf den dritten Grund eingehen, auf die kommunikativ angetragenen Erwartungen eines Kundgebenden mit Fügsamkeit zu reagieren, also auf die *Beziehung*, näher eingehen. Alltägliche »Kommunikationsmacht«, so die hier vertretene Auffassung, verdankt sich der im kommunikativen Wechselspiel aufgebauten Relevanz der Kommunizierenden für die Identität der Beteiligten. Relevanz erhalten Akteure dann füreinander, wenn sie ›verlässlich‹ sind (Brandom 2000, S. 307). Ein verlässlicher Mitakteur in einer Kommunikation ist demnach jener, dessen kommunikatives Handeln und Tun mit hoher Wahrscheinlichkeit stets die (meist) implizit vorgetragenen Gründe und Folgen hat. Einem verlässlichen Mitakteur vertraut man, weil er seinen Worten Taten folgen lässt – im Guten wie im Schlechten. Auch der Bösewicht ist verlässlich, wenn er immer wieder böse ist. Dieses Vertrauen kann in die Kommunikation aufgrund der gemeinsamen Interaktionsgeschichte mitgebracht werden, es kann aber auch durch die Kommunikation aufgebaut werden.

Diese Macht ist nicht der Beziehung vorgängig, sondern Beziehung wie Macht werden in und mit der Kommunikation sukzessive aufgebaut. Sie, die Macht, ergibt sich erst aus der Kommunikation.¹ Denn Kommunikation ist nicht nur ein Wechselspiel der Handlungskoordination, sondern während wir dieses Spiel spielen, lernen wir, was von dem anderen zu halten ist. Und der andere lernt, was von mir zu halten ist. So baut sich eine Beziehung auf und wenn es den Beteiligten gelingt, füreinander wichtig zu werden, dann liegt diese besondere soziale Beziehung vor, dann hat man auch Macht über einander. Der entscheidende Punkt bei dieser Art von »Macht« ist, dass sie auf der freiwilligen Anerkennung der Macht der Anderen beruht, dass sie im Kern nicht in Gewalt und

1 Um es noch einmal klarzustellen: hier wird von »Kommunikationsmacht« gesprochen. Natürlich findet sich in fast allen Gruppen/Figurationen auch institutionell verankerte Macht, gibt es also Vorgesetzte, die etwas zu sagen haben und deshalb auch die Macht haben, zu allem etwas zu sagen. Sie haben aber auch die Macht zu schweigen und erst am Ende oder als Letzter etwas zu sagen. Aber um diese institutionalisierte Macht geht es hier nicht – nur um Kommunikationsmacht. Und letztere kann erstere oft aushebeln.

Herrschaft fundiert ist, sondern in der Situation einerseits und der gemeinsamen Geschichte der Beteiligten andererseits.

Mit körperlicher Gewalt kann ich das körperliche Wohlbefinden eines anderen schädigen oder zerstören, mit sozialer Macht kann ich das berufliche Leben des anderen schädigen oder beenden, mit Kommunikationsmacht kann ich die soziale Identität des anderen schädigen oder zerstören. Kommunikationsmacht beruht also nicht auf Einsicht, Freiwilligkeit und gutem Willen, sondern sie resultiert aus dem sozialen Druck, den ich gegenüber dem anderen aufbauen kann und dieser resultiert aus der in und durch die Kommunikation gewachsenen Fähigkeit, dass ich auch für die Identität des anderen zuständig bin – mithin diese schädigen oder aber aufbauen kann.

Es gibt sie also – die alltägliche Kommunikationsmacht, die ohne Befehl, Drohung und Bestechung auskommt. Aber es ist eine Macht, die sich aus der Beziehung der Akteure zueinander ergibt und der Bedeutung der Anderen für die eigene »Identitätsfeststellung«. Kommunikationsmacht kann sich demnach nicht unterschiedslos gegenüber jedem entfalten: Sie ergibt sich nicht aus messerscharfer Logik, guter Argumentation oder empirischen Belegen, sondern sie erwächst aus der Besonderheit der Beziehung der Kommunizierenden. Kommunikationsmacht braucht Voraussetzungen und je besser diese Voraussetzungen, desto besser die Möglichkeiten, Kommunikationsmacht gegenüber einem anderen zu entfalten. Grundlegende Voraussetzungen sind,

- dass man den anderen kennt,
- besser noch: dass der andere der gleichen Lebenswelt angehört wie ich,
- dass er zudem meine Werte und Normen teilt oder dass er dies zumindest glaubt.
- Wichtig ist zudem, dass ich den anderen nicht nur kenne, sondern zu ihm auch eine Beziehung habe
- und auf eine lange Beziehungsgeschichte zurückblicken kann.
- Gut wäre es, wenn ich für den andern wichtig oder gar sehr wichtig geworden bin, so dass ich ernsthaft seine soziale Identität bestätigen oder in Zweifel ziehen kann.
- Ganz wesentlich ist, dass der andere sich mit mir in einem (möglicherweise auch virtuell geschaffenen) Wahrnehmungsraum befindet, so dass er an meiner Stimme, meinen Augen, meinem Körperausdruck einerseits erkennen kann, wie wichtig es mir mit meinem Anliegen ist, dass aber auch ich erkennen kann, wie wichtig der andere mein Anliegen nimmt.

Ganz allgemein kann man sagen, dass je intensiver die einzelnen Bedingungen ausgeprägt sind, desto mehr kann Kommunikationsmacht entfaltet werden: Jemand, für den ich sehr wichtig bin, also meine Tochter, meine Frau, meine Freunde und Bekannte, und für die deshalb wichtig ist, was ich von ihnen halte und wie ich in Zukunft mit ihnen umgehen werde. Sie wissen zudem, wie ernst ich ernste Dinge nehme, und auch, was ich tue, wenn sie meine ernsten Dinge nicht ernst nehmen; sie werden für meine kommunikativ angetragenen Wünsche sehr empfänglich sein.

2 Kommunikationsfigurationen mit und ohne Entwicklungsgeschichte

Betrachtet man das kommunikative Handeln der Menschen, dann kann man im Hinblick auf die Entfaltung von Kommunikationsmacht drei relevante Faktoren identifizieren: Einerseits die beliebte und bekannte Unterscheidung zwischen »medial gestützter« und »direkter« (face-to-face) Kommunikation (obwohl diese Unterscheidung angesichts der neuen Möglichkeiten der neuen Medien massiv unter Druck geraten ist), zum zweiten die Unterscheidung zwischen »personaler« Kommunikation (Mensch-Mensch) und »nicht-personaler« Kommunikation (Mensch-Maschine oder Mensch-Institution) und andererseits die weniger bekannte, aber im Hinblick auf die Entfaltung von Kommunikationsmacht höchst relevante Unterscheidung zwischen Kommunikationsfigurationen *mit* oder *ohne* Entwicklungsgeschichte.

Kommunikatives Handeln entsteht nicht im luftleeren Raum, sondern ist in der Regel in lang laufenden sozialen Prozessen fundiert und durch diese auch in Inhalt und Form bedingt. In und aufgrund dieser Prozesse haben kommunikative Handlungen und deren Autoren immer wieder aufeinander Bezug genommen, haben sich zu einem Netz verwoben, was zur Folge hat, dass sich stabile oder auch weniger stabile kommunikative »Figurationen«² (Elias 1970, 1992; Treibel 2008; Hepp 2011; Reichertz 2009, 2015) bilden. Es lässt sich also differenzieren zwischen Kommunikationsfigurationen, die über eine eigene Bildungsgeschichte verfügen, und solchen, die *keine* eigene Bildungsgeschichte aufweisen³.

Zur ersten Sorte gehören alle Figurationen, in die Menschen im Alltag verwickelt sind, weil sie einen gemeinsamen Alltag haben und diesen auch immer wieder mittels Kommunikation schaffen: Liebende, Eltern und Kinder, Peers, Familie, Freunde, Kollegen und Bekannte – also alle, die man immer wieder trifft, weil sie für einen relevant sind, aber auch anders: alle die, die relevant für einen sind, weil man sie immer wieder trifft. Man hat eine gemeinsame Geschichte miteinander und kennt sich oder man kennt sich, *weil* man eine gemeinsame Geschichte hat – auch eine gemeinsame Kommunikationsgeschichte. Man weiß, was der Andere früher gesagt hat und was man von dem Gesagten zu halten hat. Jeder der Beteiligten führt über alle anderen ein Konto (siehe auch Brandom 2000, S. 219 ff.). Positiv zu Buche schlagen alle Erfahrungen, die erwiesen haben, dass dem kommunikativen Handeln des Anderen auch entsprechende Taten folgten, negativ zu Buche schlagen alle Erfahrungen, die erwiesen haben, dass dem kommunika-

2 Menschen sind nach dem Figurationskonzept nie selbstversorgte, gesellschaftslose Individuen, geschichtslose Einzelmenschen, sondern immer Teile von Figurationen (Familien, Mitspieler etc.), zu denen sie Wir-Beziehungen unterhalten, die Möglichkeiten eröffnen, aber auch begrenzen. »Von einem einzelnen Individuum her zu denken, als ob es ursprünglich sozial unabhängig wäre, oder von einzelnen Individuen da und dort ungeachtet ihrer Beziehungen zueinander, ist ein ebenso fiktiver und haltloser Ausgangspunkt wie, sagen wir, die Annahme, dass das Gesellschaftsleben auf einem Vertrag von Individuen beruhe, die davor entweder allein in der Wildnis oder in absoluter Unordnung zusammenlebten« (Elias/Scotson 1990, S. 264 f.).

3 Damit greife ich eine Unterscheidung auf, die auf Oevermann (1981) zurückgeht.

tiven Handeln des Anderen nicht zu trauen ist. Manche haben ein gut gefülltes Konto, manche stehen ganz tief in den roten Zahlen – nicht unbedingt bei allen, aber bei einigen. Die Erwartungen an den jeweils anderen sind diffus und unspezifisch, nur geformt von der gemeinsamen Geschichte. Es muss nicht mehr alles gesagt und ausgehandelt werden, weil es bereits früher kommuniziert wurde. Jede neue kommunikative Handlung ›schleppt‹ die Geschichte der Kommunizierenden mit sich, erneuert und erweitert sie, ergänzt sie, verfestigt sie oder bricht sie auch ab. Diese Verankerung jeder Kommunikation in der Vergangenheit erleichtert, aber erschwert auch kommunikatives Handeln. Obwohl diese Kommunikationsfigurationen eine eigene, je individuelle Geschichte haben und manchmal auch für Teilbereiche der Kommunikation eigene Semantiken und Pragmatiken entwickelt haben, nutzen sie doch immer und unhintergebar soziale Rahmen, um sich anzuzeigen, was jeweils (zwischen ihnen) der Fall ist.

Zu den Kommunikationsfigurationen *ohne* eigene Bildungsgeschichte zählen all jene, die zum ersten Mal mit Vertretern von Organisationen (Behörden, Unternehmen etc.) oder mit Fremden geführt werden. Man trifft zum ersten Mal auf eine andere Person, das Konto ist noch leer; alles ist (im Prinzip) möglich. Hier kann man beim kommunikativen Handeln (von Ausnahmen abgesehen) nicht auf eine gemeinsame Geschichte zurückgreifen. Es muss erst eine geschaffen werden. Damit nicht alles erst gemeinsam erarbeitet werden muss, greifen die Beteiligten auf typische Rahmungen zurück, die sie für relevant halten bzw. auf frühere Erfahrungen mit diesen Rahmungen.

Der Rahmen ›Straßenverkehrsamt‹ reicht z.B. für den, der seinen Wagen zulassen will, aus, um zu wissen, dass er bestimmte Personen, nämlich den Schalterbeamten, ohne die normale Gesprächsaufwärmphase ansprechen und um die Erledigung einer Aufgabe bitten kann. Und auch der Schalterbeamte kann auf große Teile der rituellen Kommunikation verzichten, weil es hier (vorrangig) nicht um Identität geht, sondern um die Erledigung einer Aufgabe. Vieles muss deshalb nicht vorab gesagt, ausgehandelt und festgestellt werden. Die Erwartungen an den anderen sind meist klar umrissen (»Bitte ein neues Nummernschild ausstellen!«) und dessen Adressierung und Verhalten rollenförmig. Wir wissen, wie wir mit dem Anderen kommunizieren können – nicht weil wir ihn kennen und mit ihm unsere Erfahrungen haben, sondern weil er im Hinblick auf die Erfahrungen so ist wie die, mit denen wir vorher unsere Erfahrungen gemacht haben bzw. weil er so handelt wie alle anderen Beamten, die diese typische Aufgabe in typischer Weise zu erfüllen haben und weil er nicht so kommuniziert als wolle er relevant für unser Leben werden.

Trifft man immer wieder auf diese Person, weil man z.B. immer wieder in der gleichen Bäckerei morgens die Brötchen kauft oder in der Bank immer vom gleichen Schalterbeamten bedient wird (was allerdings zunehmend seltener passiert), dann bilden sich gemeinsame Geschichten heraus, dann werden von beiden Seiten Konten angelegt. Dann will man, wenn der Kontostand stimmt, nur noch in dieser Bäckerei kaufen oder von diesem Bankangestellten beraten werden. Vertrauen baut sich auf. Man ist füreinander relevant geworden. Damit gehen gegenseitige Verpflichtungen einher.

Wie bedeutsam der Aufbau einer gemeinsamen Kommunikationsgeschichte (und den damit verbundenen Verpflichtungen) ist, bemerkt man schnell, wenn der Aufbau einer gemeinsamen Kommunikationsgeschichte durch das Setting systematisch verhindert wird oder gar nur einseitig zugelassen wird – wie bei der um sich greifenden Erfüllung von Serviceleistungen durch Callcenter. Wer eine Hotline anruft, um z.B. sich darüber zu beklagen, dass sein Internetzugang nicht funktioniert, trifft auf Menschen, die sich zwar mit Namen vorstellen, die aber tatsächlich namenlos bleiben, weil man sie nie wieder ans Telefon bekommt. Was sie sagen, ist in nicht trivialer Weise bedeutungslos, weil sie für das von ihnen Gesagte nicht unbedingt bürgen müssen. Erteilen sie einen Rat und erweist sich dieser Rat als falsch, dann kann man zwar die gleiche Telefonnummer anrufen, aber man wird nie die gleiche Person erreichen oder sich mit ihr verbinden lassen. Mit dem neuen Gesprächspartner fängt alles wieder von neuem an. Hält man diesem vor, sein Kollege habe aber X gesagt, dann wird man leicht zur Antwort bekommen, man könne nicht für den Rat des Kollegen haften, man solle doch Y tun. Und wenn das nicht hilft, dann ruft man noch einmal an, spricht mit einer dritten Stimme der Hotline und wird hören man solle Z tun. Die »Serviceagents« im Callcenter sind nicht nur deshalb im Vorteil, weil sie durch die (fehlende) kommunikative Vorgeschichte nicht zu verpflichten sind, sondern weil sie zudem für sich über die Kommunikationsgeschichte Buch führen und weil sie bei jedem Gespräch simultan in diesem Buch lesen und den Anrufer auf seine früheren Aussagen verpflichten können. »Sie haben doch gesagt, dass ...! Was wollen Sie jetzt noch?«

Kommunikatives Handeln findet in Figurationen mit als auch ohne eigene Bildungsgeschichte sowie vor dem Hintergrund und mit Hilfe von Kommunikationsordnungen statt – auch wenn sie für Kommunikationsfigurationen ohne eigene Bildungsgeschichte zweifellos (vor allem anfangs) eine besondere Bedeutung haben. Denn in solchen Kommunikationen ersetzt die Kommunikationsordnung die eigene Erfahrung und gibt uns einen Typus, der uns erlaubt, die Kommunikation zu beginnen und eine eigene Bildungsgeschichte zu starten. Die Ordnungen kann man etwas starrer »Gattungen« (Luckmann 2002) oder etwas weicher »Rahmen« (Goffman 1977) nennen. Diese Ordnungen eröffnen und begrenzen kommunikatives Handeln, und sie weisen dem Handeln meist auch ein gewisses Gewicht zu (Witz, Prüfung, Gebet, Entschuldigung). Die Gattung oder der Rahmen legen nahe, was jeweils kommuniziert werden darf und was nicht und welche Folgen es hat. Diese Gattungen und Rahmen sind gesellschaftlich erarbeitet und verbürgt – sie sind Institutionen (im Sinne von Gehlen 1972). Gattungen wie Rahmen können in bestimmten Situationen interaktiv ausgefüllt, moduliert oder auch verändert werden. Rahmen und Gattungen bilden das Fundament, auf dem Kommunikation möglich wird. Damit einher geht die Möglichkeit, Rahmen und Gattungen grundsätzlich zu verändern und zu erweitern.

3 Medien und Kommunikationsmacht

Am meisten Kommunikationsmacht kann man in direkter, personaler Kommunikation erlangen, wenn die Beteiligten über eine Interaktionsgeschichte verfügen, und am wenigsten kann man in medial vermittelter, nicht personaler Kommunikation ohne Entwicklungsgeschichte erlangen. Das ist ohne Zweifel für Mediennutzer und Medienanalytiker und somit auch für Diskursnutzer wie für Diskursanalytiker betrüblich – herrschen doch demnach im Diskurs sehr schlechte Voraussetzungen für den Aufbau von Kommunikationsmacht. Neu ist diese Erkenntnis von der relativen Machtlosigkeit medialer Kommunikation im Übrigen nicht, sondern sie ist in der Medienwirkungsforschung wohl bekannt und entspricht dem Stand der Forschung. Daran ändern auch die vielen und lauten Klagen mancher Medienkritiker nichts, welche dem Anstieg der Gewalt auf den Straßen, die wachsende Kriminalität, die »Pornographisierung« der Gesellschaft und den Untergang des Abendlandes direkt auf die von den Medien verbreiteten Inhalte zurückführen.

Auch wenn »die Medien« die Möglichkeit haben, ihre Deutung vielen vorzutragen und damit auch anzutragen, also in gewisser Weise »Deutungsmacht« haben, kann man in der Regel mit Medien recht wenig Kommunikationsmacht entfalten. Allerdings gilt es (wie immer) zu unterscheiden, denn die Medien sind nicht alle gleich: Ein Buch wird noch weniger Macht entfalten können als ein Zeitungstext und dieser weniger als eine Radioübertragung und diese weniger als eine Fernsehübertragung, wobei es sicherlich bedeutsam ist, mit welchem Format (Fantasy, Journalismus, Dokumentation, Politik, Religion) die jeweiligen Aussagen gerahmt sind. Medien sind für die Entfaltung von Kommunikationsmacht durch einzelne konkrete Akteure in bestimmten Handlungssituationen wenig hilfreich. Eher ist die Gefahr groß, dass sie sich in und mit den Medien verliert: Wer statt in einem direkten Gespräch versucht, sein Anliegen medial vorzutragen und somit durchzusetzen, der wird erfahren, dass er auf diese Weise nur die Anzahl der Adressierten erhöht, somit eine Dynamik in Gang gesetzt wird, welche die Kommunikationsmacht mindert.

Die Frage und auch die Antworten verschieben sich allerdings, wenn man nicht die Kommunikationsmacht *in den Medien* betrachtet, sondern die Kommunikationsmacht *in Diskursen*. Wie erlangt man nun im Diskurs Kommunikationsmacht? Ich muss gestehen, dass ich keine Antwort auf diese Frage habe. Und es lassen sich auch in der Fachliteratur – zumindest so weit ich sie kenne – keine Antworten auf diese Frage finden. Sehr viel einfacher wäre die Antwort auf die Frage, woran man erkennt, dass jemand Kommunikationsmacht im Diskurs hatte. Die Antwort auf diese Frage ist ganz einfach: Kommunikationsmacht im Diskurs hatte der oder die, dessen oder deren Äußerung versteinerte bzw. sich in Praktiken veralltäglichte. Dazu später mehr.

Doch zurück zur Ausgangsfrage nach der Kommunikationsmacht im Diskurs: Um die Frage überhaupt sinnvoll stellen und beantworten zu können, muss man (aus meiner Sicht) erst einmal den Diskurs sehr viel deutlicher als einen sich langsam vollziehenden sozialen Prozess verstehen, den man wegen seiner Zeitlichkeit auch in verschiedene Phasen unterteilen kann. Für jede dieser Phasen wird die Frage nach der Kommunikations-

macht anders zu beantworten sein – ganz einfach deshalb, weil in jeder Phase verschiedene Probleme und verschiedene Akteure auftreten.

4 Diskurs und korporierte Akteure

Erst einmal: Was soll hier »Diskurs« bedeuten, was ist das zugrunde gelegte Diskursverständnis? Diskurse werden hier im Anschluss an die Arbeiten von Foucault verstanden als in ihrer Form verschiedene, in der »Zeit« und im »Raum« verstreute »Aussagen« von unterschiedlichen Akteuren, die dann eine Gesamtheit bilden, »wenn sie sich auf ein und dasselbe Objekt beziehen« (Foucault 1981, S. 49). Diskurs ist in diesem Verständnis »ein Ensemble sprachlicher Tatsachen (...), die durch ein Wechselspiel syntaktischer Konstruktionsregeln miteinander verbunden sind« (Foucault 2002, S. 671). Diskurs wird mit hin hier als ein situationsübergreifender Zusammenhang verstanden, als »eine Verflechtung und Einschreibung von Äußerungen« (Keller 2013, S. 71), als »institutionalisierte Sprechweisen« (ebd.), die im »konkreten kommunikativen Handeln produziert, reproduziert und verändert« (ebd.) werden und die (so kann man aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht ergänzen) in und mit Medien ausgetauscht, entwickelt und auch gespeichert werden.

Die gegenwärtig vor allem in Deutschland gängigen Diskursanalysen in der Tradition der »Wissenssoziologischen Diskursanalyse« (aber nicht nur die) verstehen »Diskurse« als historisch entstandene und situierte Aussagepraktiken, »welche Gegenstände konstituieren, von denen sie handeln« (ebd., S. 30) und untersuchen in der Regel die »Aussagen im Feld des Diskurses und die Beziehungen, denen sie unterliegen« (Foucault 1981, S. 48) – man schaue hierzu in die Sammelbände zur sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse wie z.B. Keller et al. (2003) und zur wissenssoziologischen Diskursanalyse Keller/Truschkat (2012). Allerdings gibt es zwei Besonderheiten dieser Art der Diskursanalyse: Einmal konzentrieren sie sich nicht auf wissenschaftliche Diskurse, sondern nehmen alle öffentlichen und damit mediengestützten Diskurse (Fernsehen, Funk, Print, Internet) in den Blick (vgl. auch Keller 2013, S. 30 f.). Zum zweiten (aus dem ersten folgend) haben diese Diskursanalysen es meist nicht mehr allein mit *personalen* Akteuren (AutorenInnen) zu tun, sondern mit institutionellen oder besonderen Ensembles von Akteuren – die ich hier mit dem Begriff »korporierter Akteur« bezeichnen möchte.

Den Begriff »korporierter Akteur« verwende ich, wenn ich eine Sorte Akteur bezeichnen möchte, bei dem es sich nicht um ein einziges Individuum handelt, sondern um eine (kleine oder größere) Menge von zu einander geordneten Individuen, die entweder mit oder ohne formale Verfassung (Organisation), in Kopräsenz oder ohne, mit oder ohne bewusste Verschränkung ihrer Absichten ein Produkt *handelnd* erstellen. Dieses Ensemble (auch Figuration) von Individuen schafft arbeitsteilig ein Produkt, das sich aus den Perspektiven der verschiedenen an der Produktion beteiligten Individuen ergibt, ohne sich allerdings mit einer der beteiligten Perspektiven zu decken oder in ihr aufzugehen. Filme, aber oft auch Beiträge im Rundfunk oder in der Presse machen die Handlung und damit die Geste (Flusser 1994) eines korporierten Akteurs sichtbar, führen sie

auf. Insofern ist die Gesamtheit der schaffenden Akteure der korporierte Akteur und nicht das stehende oder bewegte Bild oder der Rundfunk- oder Zeitungsbeitrag (ausführlich dazu Reichertz/Engell 2014).

5 Diskurs als Prozess

Viele der vorliegenden Diskursanalysen, die sich auf die wissenssoziologische Diskursanalyse beziehen, nehmen explizit auch den Prozess des Wachsens und Verfestigens der Sprechweisen in den Blick. Aber meines Erachtens konzentrieren sich die gängigen Analysen vor allem auf die Aussagen und deren Beziehungen und nicht auf die Akteure, die in Konkurrenz zueinander Aussagen hervor- und in Umlauf bringen – was verständlich ist, fokussiert doch Foucault den Diskurs eher als überindividuelle Praxis der Wissensproduktion. Dann wird Diskursanalyse jedoch leicht zu einer »Textanalyse« – eine Entwicklung, der z.B. Reiner Keller immer wieder deutlich entgegen tritt:

»In diesem Sinne ist die wissenssoziologische Diskursanalyse weit mehr als Textanalyse; sie schließt als Möglichkeit *fokussierte Diskursethnographien* ein, die sich auf die Analyse entsprechender Dispositive beziehen, und sie nutzt das gesamte Spektrum der Vorgehensweisen sozialwissenschaftlicher Fallstudien, wenn es darum geht, die Komplexität diskursiver Formationen und ihrer ›Welteffekte‹ anzugehen. Das beinhaltet historisch-genealogische Herangehensweisen, synchron ansetzende Vergleichsstudien sowie Einbettungen in umfassendere sozialwissenschaftliche Fragestellungen und Analyseinteressen.« (Keller 2013, S. 31 f.)

Einer dieser (aus meiner Sicht zentralen) ›Welteffekte‹ ist der Konkurrenzprozess der Akteure untereinander. Nimmt man (statt allein den Inhalten Aufmerksamkeit zu schenken) diesen Prozess mehr in den Blick, dann lässt sich aus meiner Sicht der Diskurs analytisch (empirisch durchmischen sich die Phasen gewiss) in unterschiedliche Phasen einteilen. Hier ein Überblick über die wichtigsten Phasen – orientiert an den verschiedenen Handlungsproblemen, die sich stellen. Den Überblick kann man sicherlich noch weiter ausdifferenzieren:

1. Ausgangspunkt aller Diskurse ist (so die analytisch sinnvolle, empirisch jedoch nicht triftige Annahme) das kommunikative Handeln eines *personalen* oder auch *korporierten* Akteurs in ›seinem‹ (Berufs-)Alltag. Dort ›beginnt‹ die Karriere eines Themas/einer Äußerung – selbst dann, wenn die Äußerung bewusst oder unbewusst an bereits veröffentlichte Äußerungen anknüpft und diese weiterführt. Das empirische Problem, das sich stellt, ist zu klären, unter welchen Bedingungen diese Äußerung öffentliche Verbreitung findet. Hierbei ist gewiss auch zu klären, an welche Diskurse der Akteur anknüpft, aus welchen Wissensbeständen er sich bedient und mit welchen Medien er kommuniziert und wer und welche Gruppen dieses Thema zuvor behandelt haben und was der Akteur tun muss, damit seine kommunikative Handlung als

- Teil eines Diskurses anerkannt wird. Nur äußerst selten erfindet jemand ein neues Problem bzw. Thema – meist wird etwas modifiziert fortgeführt. Meist liegt der ›wahre‹ Ursprung einer Äußerung im Dunkel der menschlichen Frühgeschichte.
2. Als nächstes stellt sich die Frage, wie es diesem Akteur gelingt, eine bestimmte (im allgemeinen gesellschaftlichen Diskurs bereits vorhandene) »Sprecherposition« einzunehmen bzw. von den anderen zugeteilt zu bekommen, was sicherlich nicht immer gelingt bzw. stattfindet. Zu klären ist auch die Frage, welche Akteure sich im Einzelnen wann am Diskurs mit welchen Medien beteiligen und ob sich auch neue Sprecherpositionen herausbilden.
 3. Das nächste Problem, was sich stellt, ist zu klären, in welchen Fällen und weshalb die Aussagen einer bestimmten Sprecherposition dazu führen, dass im weiteren Diskursverlauf diese Sprechweise zu einer institutionalisierten Sprechweise gerinnt, also zu einem typischen Argument wird. Spielt die Medienwahl hier eine bedeutsame Rolle?
 4. Manchmal entwickelt sich ein typisches Argument zu einem Argument, das zählt und das einen Unterschied macht, und es fragt sich, wann und weshalb das geschieht.
 5. Später, also in der nächsten Phase, wird das gute Argument zu einer »Verhaltensnorm«, die anderen ein bestimmtes Verhalten nahe legt oder es etabliert sich als gültige Regel, die bestimmte Situationen reguliert oder es wird einer Gruppe als Gesetz auferlegt.
 6. Die letzte Entwicklungsphase ist dann erreicht, wenn die Sprechweise sich in alltäglichen Praktiken quasi ›unsichtbar‹ verbreitet oder Stein geworden ist, sich in Gebäuden und Gesetzen materialisiert hat, wenn also aus Fleisch Stein geworden ist (Sennett 1995).

Ich bin sicher, dass bei diesem Veralltägigungs- bzw. bei diesem Versteinierungsprozess kommunikatives Handeln und damit auch Kommunikationsmacht eine zentrale Rolle spielt, mehr noch: Ich bin sicher, dass Diskursprozesse geradezu ein paradigmatisches Beispiel für die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit (Keller/Knoblauch/Reichertz 2013) darstellen – zumindest wenn man das Programm einer wissenssoziologischen Diskursanalyse verfolgt (Keller 2005). Aber die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit im Diskurs ist eine spezifische Unterform der allgemeinen gesellschaftlichen kommunikativen Konstruktion – so, wie die wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit eine besondere Form ist: jeweils mit eigenen Medien und eigenen Regeln und eigenen Dynamiken und eigenen Akteuren.

6 Die Besonderheiten der diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit

Die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit im Diskurs unterscheidet sich schon allein deshalb von der kommunikativen Konstruktion im Alltag, weil hier nicht nur personale Akteure miteinander um die Deutungs- und Kommunikationsmacht konkurrieren, sondern weil hier zudem auch noch korporierte und institutionalisierte Akteure mithilfe von Medien ganz massiv und strategisch auf diesen Prozess einwirken. Dies tun

sie, indem sie diesen Prozess genau beobachten und vermessen und aufgrund dieser Vermessungen Strategien entwickeln, noch effektiver auf diesen Diskurs einwirken zu können. Deshalb ist zumindest heutzutage der Diskurs nicht mehr sich selbst überlassen (wenn er es denn je war) und er mäandert auch nicht mehr (nur von der eigenen Dynamik vorangetrieben) vor sich hin, sondern er wird mit wissenschaftlichen Mitteln systematisch mit dem Ziel untersucht, noch effektiver auf ihn einwirken zu können und ihn im eigenen Sinne zu steuern. Deshalb sind Diskurse heute (im Sinne von Giddens) prinzipiell reflexiv (Giddens 1996).

Ich nenne hier den Entwicklungsprozess des Diskurses reflexiv, weil er von den beteiligten Subjekten (bewusst oder praktisch) reflektiert, also bedacht und somit Gegenstand der gedanklichen Abwägung geworden ist. Unterscheiden lassen sich nämlich Prozesse, die sich allein durch das Zusammenspiel ihrer Elemente selbst regulieren, von solchen Prozessen, deren Zusammenspiel durch einen messenden Kontrollmechanismus reguliert wird (Rückkopplung), von solchen, deren Regulation der Elemente durch einen beobachtenden und reflektierenden menschlichen Akteur mit dem Ziel der rationalisierenden Verbesserung optimiert wird. Alles menschliche Handeln ist in dieser zuletzt beschriebenen Weise reflexiv, weil bewusst oder praktisch reflektiert (ebd., S. 99). Diese Reflexion führt systematisch zu einer permanenten Verhaltensänderung – mit dem Ziel der Handlungsoptimierung, die jedoch nicht unbedingt erreicht werden muss, sondern je nach Anzahl und Absichten der Mitspieler auch völlig verfehlt werden kann.

Weil also die kommunikative Konstruktion von Wirklichkeit im Diskurs eine spezifische, sich von anderen unterscheidende Unterform darstellt, kann man mit Recht in diesem Falle von der »diskursiven Konstruktion« von Wirklichkeit sprechen.

Dennoch:

- Wie diese diskursive Konstruktion von Wirklichkeit sich im Einzelnen vollzieht, wie dieser Prozess der Versteinerung von Phase zu Phrase verläuft,
- welche Rolle dabei den »personalen Akteuren« oder den institutionellen Akteuren oder den »kooperierten Akteuren« zukommt,
- welche Bedeutung dabei den einzelnen Medien zukommt,
- wie politische, ökonomische und kulturelle Macht hineinspielt,
- welche Bedeutung die empirische Triftigkeit, die logische Widerspruchsfreiheit oder aber die theoretische Durchdringung und Begründung dabei haben,

das ist aus meiner Sicht noch weitgehend ungeklärt. Nötig wären Fallstudien, welche den Prozess der »sukzessiven Versteinerung« (wenn denn dieser Prozess im Einzelnen alle Phasen durchläuft), umfassend und angemessen erheben und dann auch (hermeneutisch) rekonstruieren.

7 Besonderheiten prozessorientierter Diskursanalysen

Solche Fallstudien würden gerade nicht alle Diskursbeiträge zu einem Thema in einen ›Topf‹ werfen und dann nach Themen, Deutungsmustern und deren Beziehungen zueinander inhaltsanalytisch auswerten, sondern sie würden erst einmal nachzeichnen, welcher Beitrag sich auf welche vorangehenden Beiträge bezieht und diese gewichtet und bewertet, was ausgelassen und was betont wird, wie also frühere Diskursbeiträge eigensinnig konstruiert werden.

Solche Fallstudien dürften sich auch nicht mehr auf die Diskursbeiträge in einem Medium, also meist den Texten, beschränken, sondern, da heute Diskurs ganz wesentlich durch Bildmedien (Internet, Foto, Film, TV) gestaltet werden, unabdingbar wäre die Aufnahme und Analyse der Bild- und Filmbeiträge zum Diskurs – was die Diskursanalyse vor neue methodische Probleme stellt. Gute Gegenstände für solche Fallstudien wären die Einführung neuer Behandlungsmethoden in der Medizin, die Durchsetzung wirtschaftlicher Innovationen oder auch die Einführung einer neuen Pop Band, eines Trends oder einer politischen Einschätzung.

Solche prozessorientierten Diskursanalysen würden nicht nur rekonstruieren, was bestimmte Sprecher auf bestimmten Sprecherpositionen an Äußerungen tätigen und wie diese Äußerungen zueinander in Beziehung stehen, sondern sie würden (und ich bin sicher, dass dies ein lohnendes Arbeitsfeld wäre) rekonstruieren, weshalb sich eine Sprechweise in den verschiedenen Phasen des Diskurses durchsetzt, wie weit sie sich durchsetzt, ob es zu einer Versteinerung gekommen ist, ob sie rückgängig gemacht werden kann, und wer zu welchen Zeiten und welches Medium dabei welche Rolle spielten. Sicherlich sind solche Untersuchungen nicht einfach, schon allein deshalb, weil diese Prozesse sich nicht in Tagen, Wochen oder Jahren vollziehen, sondern eher in Jahrzehnten, und auch, weil die einzelnen Aushandlungsprozesse für Wissenschaftler nur schwer zugänglich sind. Auch sind die methodischen und methodologischen Probleme solcher Analysen weder durchdacht noch gelöst.

Es gibt sie also auch hier: die an den »Kommunizierenden« und nicht an die »Sprecherposition« gebundene Kommunikationsmacht – was zugleich ein Beleg dafür ist, dass auch im Diskurs der einzelne Akteur von Bedeutung ist. Das gilt auch dann, wenn es sich nicht um einen personalen Akteur handelt, sondern um einen »korporierten Akteur«. Kommunikationsmacht ergibt sich auch in Diskursen und auch wenn es sich um korporierte Akteure handelt daraus, dass die Akteure sich im kommunikativen Austausch, also im Diskurs Macht zuschreiben oder absprechen, bzw. anerkennen oder leugnen – und was letztendlich geschieht, hängt davon ab, was die Einzelnen bereit sind, für ihre Äußerung einzusetzen.

Menschliches Handeln wird nur zum geringen Teil durch bewusste sprachliche Interaktion initiiert und koordiniert. Der weitaus größte Teil menschlichen Handelns wird dagegen durch Praktiken, Dinge oder Arrangements von Dingen initiiert und in ihrem Verlauf vorgeformt. Alle Praktiken und auch alle Dinge und Arrangements von Dingen sind jedoch gesellschaftlich semiotisiert, weshalb sie bedeutungsvoll sind und weshalb sie eine Form »kommunikativen Tuns« (Reichert 2009, S. 118 ff.) darstellen. Der überwie-

gend größte Teil sozialen Handelns geht in dieser Sicht nicht auf die bewussten Absichten der Akteure zurück, sondern wird initiiert *durch* und orientiert *sich an* erworbenen, situativ verankerten Praktiken, an Dingen und deren Arrangements (ausführlich Reichertz 2013). Die so stattfindende Initiierung und Koordinierung sozialen Handelns deckt sich meist nicht einmal in Ansätzen mit den Intentionen der konkret anwesenden Individuen.

Diese Art der »Handlungs- und Kommunikationsmacht« ist somit meist nicht subjektiv bewusst oder einzelnen Subjekten zurechenbar. Somit scheint für einige die Macht, Handlungen anzustoßen und damit zu bewirken auf den ersten Blick bei den Praktiken und den Dingen und deren Arrangements zu liegen. Es scheint so, als würden die Dinge und deren Arrangements etwas bewirken. Das hieße aber, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Denn wenn die Handlungsmacht nicht (nur und allein) bei den konkret anwesenden Individuen liegt, bedeutet das keineswegs, dass sie bei den in der Situation präsenten Dingen und deren Arrangements läge. Das wissenssoziologische Akteurskonzept räumt nur sinnhaft handelnden Menschen bzw. Gruppen von Menschen eine Handlungsmacht zu, nicht den Dingen.

Eine solche prozessorientierte Diskursanalyse würde jedoch nicht mehr nur untersuchen, welche Sprechweise geblieben ist, also sich institutionalisiert und durchgesetzt hat, sondern würde den sozialen Prozess Schritt für Schritt offenlegen und analysieren, der dazu geführt hat, dass sich eine bestimmte Aussage durchgesetzt hat. Wenn man dies tut, dann bevölkert sich der Diskurs sehr schnell mit Akteuren und Sinn, denn dieser Prozess wird in jeder Phase von kommunikativem Handeln vorangetrieben, das von konkreten oder korporierten Akteuren getätigt wird. Weil dies so ist, werden auch die Praktiken relevant, mit denen die Akteure im Diskurs Kommunikationsmacht aufgebaut und eingesetzt haben. Solche Untersuchungen geben nicht nur Auskunft darüber, wie die Welt ist, sondern auch darüber, wie sie wurde was sie ist.

Literatur

- Brandom, R. (2000): *Expressive Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, N. (1970): *Was ist Soziologie?* Weinheim: Juventa.
- Elias, N. (1992): *Figuration*. In: Schäfers, B. (Hrsg.): *Grundbegriffe der Soziologie*. Opladen: Leske und Budrich. S. 88–91.
- Elias, N./Scotson J. (1990): *Etablierte und Außenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Flusser, V. (1994): *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Foucault, M. (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2002): *Schriften. Dits et Ecrits, Band 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (2005): *Schriften. Dits et Ecrits, Band 4*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gehlen, A. (1972): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Wiesbaden: Athenaeon.
- Giddens, A. (1996): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1977): *Rahmenanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hepp, A. (2011): *Medienkultur. Die Kultur mediatisierter Welten*. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2005): *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS.

- Keller, R. (2013): Zur Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.): Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Wiesbaden: VS, S. 27–68.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2003): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Opladen: Budrich.
- Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.) (2012): Methodologie und Praxis der wissenssoziologischen Diskursanalyse. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichertz, J. (Hrsg.) (2013). Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: Springer.
- Luckmann, T. (2002): Wissen und Gesellschaft. Konstanz: UVK.
- Luhmann, N. (2003): Liebe als Passion. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oevermann, U. (1981): Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse. Frankfurt am Main: MS.
- Ortmann, G. (2004): Als Ob. Fiktionen und Organisationen. Wiesbaden: VS.
- Reichertz, J. (2009). Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Wiesbaden: VS.
- Reichertz, J. (2012): Grundzüge des Kommunikativen Konstruktivismus. In: Keller, R./Knoblauch, H./Reichertz, J. (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: VS, S. 49–68.
- Reichertz, J. (2015): Communication, Identity, and Power. In: Meusberger, P./Gregory, D./Suarsana, L. (Hrsg.): Geographies of Knowledge and Power. Netherlands: Springer, S. 315–331.
- Reichertz, J./Engell, L. (2014): Das Fernsehen als Akteur und Agent. In: Krotz, F./Despotović, C./Kruse, M.-M. (Hrsg.): Die Mediatisierung sozialer Welten. Wiesbaden: VS, S. 145–164.
- Sennett, R. (1995): Fleisch und Stein. Berlin: Berlin Verlag.
- Tomasello, M. (2002): Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Treibel, A. (2009): Die Soziologie von Norbert Elias. Wiesbaden: VS.

Anschrift:

Prof. Dr. Jo Reichertz
Kulturwissenschaftliches Institut Essen
Goethestraße 31
45128 Essen
Jo.Reichertz@kwi-nrw.de

Tim Griebel

Zwischen Taschenmesser und Tiefbohrer

Eine korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse von Solidarität in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung

Zusammenfassung: Entgegen eines radikal-sozialkonstruktivistischen Weltbildes bietet der *Critical Realism* die Grundlage, Sprache als privilegierten Zugang zur sozialen Realität zu begreifen und letztere dennoch nicht tendenziell auf Ideen in Textform zu reduzieren. Am Beispiel der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung im Zeitraum von 2001 bis 2003 zeigt dieser Artikel unter besonderer Berücksichtigung des Begriffs »Solidarität«, wie Sprache als emergentes Phänomen mithilfe einer korpuslinguistischen kritisch-realistischen Diskursanalyse untersucht werden kann. Die deutsche Solidarität gegenüber dem US-amerikanischen Anderen wird vor dem Hintergrund der Dynamik von Liebe und Macht innerhalb einer historischen Sicherheitsstruktur rekonstruiert.

Schlagwörter: Critical Realism; Diskursanalyse; Korpuslinguistik; deutsch-amerikanische Sicherheitsbeziehung; Liebe; Macht; historische Sicherheitsstruktur

Summary: Contrary to a radical social constructivist worldview, *Critical Realism* provides the foundation to grasp language as a privileged entry point to social reality without reducing the latter to ideas in text-form. With the example of the German-American security relationship between 2001 and 2003, this article shows with a special focus on the word »solidarity« how language as an emergent phenomenon can be analysed with a corpus linguistic critical realist discourse analysis. German solidarity with the US-American Other is reconstructed on the ground of the dynamic of love and power within a historical security structure.

Keywords: Critical Realism; discourse analysis; corpus linguistics; German-American security relationship; love; power; historical security structure

1 Kritischer Realismus statt radikaler Sozialkonstruktivismus¹

Mittlerweile ist »die Diskursforschung in alle thematischen Bereiche der Politikwissenschaft vorgestoßen« (Herschinger/Nonhoff 2014, S. 200). Allerdings ist kein einheitliches Forschungsprogramm auszumachen, da die Analyse von Diskursen auf sehr verschiedene Weise und auf Grundlage unterschiedlicher (meta-)theoretischer Standpunkte er-

1 Ich danke Kristina Chmelar, Heinrich Pehle und Roland Sturm für ihre Anregungen, Sebastian Kürschner und vor allem Stefan Evert für die Hilfe bei der Umsetzung der korpuslinguistischen Analyse, Doug Bond für die Bereitstellung der VRA-Daten, der Hanns-Seidel-Stiftung für ihre finanzielle Unterstützung und zwei anonymen GutachterInnen für ihre hilfreichen Anmerkungen.

folgen kann. Innerhalb der politikwissenschaftlichen Teildisziplin der Internationalen Beziehungen (IB) eröffnet gerade ein radikal-sozialkonstruktivistisches Diskursverständnis durch die Hervorhebung der politischen Konstruktion sozialer Realität sowie durch die Infragestellung der Haltbarkeit wissenschaftlicher Analysen ein enormes kritisches Potenzial (vgl. Herschinger/Renner 2014).² Dennoch argumentiert dieser Beitrag, dass Diskurse *nicht* auf Basis eines radikal-sozialkonstruktivistischen Weltbildes und einer entsprechenden Methodik (vgl. Nonhoff 2011) analysiert werden sollten, da soziale Realität und die Aussagen über sie auf diese Weise tendenziell auf sprachliche Artikulationen und Ideen in Textform reduziert werden. Deshalb ist es zu begrüßen, dass die neuere Kultur- und Diskursforschung³ menschliche und nicht-menschliche Materialitäten wieder stärker in den Fokus rückt. Profitieren kann diese Entwicklung von den Grundannahmen des *Critical Realism* in der Tradition Roy Bhaskars (vgl. Archer et al. 1998) und den daraus ableitbaren methodologischen Überlegungen, denn: Eine bislang in der deutschen Diskursforschung eher verschmähte kritisch-realistische Diskursanalyse (vgl. Angermüller 2011, S. 130) ermöglicht es, Sprache als den zentralen Zugangspunkt für die empirische Untersuchung beizubehalten, ohne soziale Realität auf Sprache zu reduzieren. Hierbei kann eine Vielzahl unterschiedlicher Kombinationen quantitativer und qualitativer methodischer Zugänge behilflich sein.

Im Folgenden wird *eine* solche mögliche Kombination in Form einer Verbindung von quantitativen Verfahren der Korpuslinguistik mit einer qualitativen kritisch-realistischen Diskursanalyse dargestellt, mit deren Hilfe Regularien an der sprachlichen Oberfläche mit einem ›Taschenmesser‹ abgetragen und gleichzeitig mit einem ›Tiefbohrer‹ tiefergelegene materialisierte und institutionalisierte Dimensionen sozialer Realität ergründet werden können. Um zu verdeutlichen, worauf die hier vorzustellende korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse basiert und wie sie in der Praxis umsetzbar ist, wird zunächst das radikal-sozialkonstruktivistische Diskursverständnis diskutiert und mithilfe des *Critical Realism* modifiziert. Darauf aufbauend werden method(olog)ische Überlegungen angestellt und anhand empirischer Beispiele veranschaulicht. Die deutsch-amerikanische Sicherheitsbeziehung im Zeitraum von 2001 bis 2003 dient sowohl für die (meta-)theoretische Diskussion als auch zur empirischen Konkretisierung als Veranschaulichungsgegenstand, wobei im Zuge der empirischen Analyse der Begriff ›Solidarität‹ im Mittelpunkt steht. Entgegen eines rein textbasierten Vorgehens wird die deutsche Solidarität gegenüber dem US-amerikanischen Anderen vor dem Hintergrund der Dynamik von Liebe und Macht innerhalb einer historischen Sicherheitsstruktur rekonstruiert. Der Beitrag schließt mit einem Plädoyer für einen Methodenpluralismus unter Einbezug eines kritisch-realistischen Bauplans.

2 Der radikale Sozialkonstruktivismus zeichnet sich dadurch aus, dass er der Trennung zwischen den (sprachlich) konstruierten und den nicht (sprachlich) konstruierten Facetten von Realität keine Bedeutung beimisst (vgl. Elder-Vass 2012, S. 5 ff.).

3 Die ›linguistische Wende‹, welche die radikal-sozialkonstruktivistische Diskursforschung antreibt, stellt den »Mega-Turn« innerhalb der kulturwissenschaftlichen Forschung dar, an dem sich alle weiteren Turns »abarbeiten« (Bachmann-Medick 2010, S. 33, Herv. i. O.).

2 Diskursanalyse – *auch* Referenz statt nur Selbstreferenz

Eine der zentralen Annahmen des Critical Realism ist die direktionale Abhängigkeit zwischen Ontologie, Epistemologie und Methodologie, weshalb sich die zu wählende Methode nach dem zu untersuchenden Gegenstand richten sollte (vgl. Hay 2009). Die Beantwortung der epistemologischen und method(olog)ischen Fragen, *welche* Art von Wissen *wie* im Bereich des Sozialen gewonnen werden kann, verlangt deshalb zunächst eine Antwort auf die ontologische Frage nach dem Wesen dessen, *was* erfasst werden soll. Die im Folgenden formulierte Antwort ist jedoch keineswegs rein abstrakt, sondern selbst mithilfe einer speziellen Methodik in Form einer doppelten Bewegung vom Konkreten zum Abstrakten und vom Abstrakten zurück zum Konkreten gewonnen worden (vgl. Sayer 1992, S. 140 ff.).

Was *ist* also die deutsch-amerikanische Sicherheitsbeziehung und in welchem Verhältnis steht ihre Identität zum Diskurs? In der Beantwortung dieser beiden ontologischen Fragen unterscheiden sich radikal-sozialkonstruktivistische Diskursanalysen in den IB von einer kritisch-realistischen erheblich. Ausgangspunkt radikal-sozialkonstruktivistischer Diskursanalysen ist die »Logik der Kontingenz« (Laclau/Mouffe 2001, S. 3), die dem »Strukturbias« entgegengesetzt wird, der die traditionellen Paradigmen des strukturellen Realismus, des konventionellen Sozialkonstruktivismus und des Liberalismus innerhalb der IB kennzeichnet (vgl. Hellmann 2008). Der Logik der Kontingenz entsprechend haben weder die deutsche Sicherheitsidentität und die mit ihr verknüpfte Außenpolitik (vgl. Nonhoff/Stengel 2014) noch die deutsch-amerikanische (vgl. Nabers 2005) bzw. westliche Sicherheitsbeziehung (vgl. Hellmann et al. 2014, S. 377) ein Wesen jenseits selbstreferentieller Diskurse, d. h. jenseits von Bedeutungssystemen, in denen die Identitäten von Subjekten und Objekten gebildet werden (Milliken 1999). Deutsche Kooperation mit den USA entsteht folglich da, wo gemeinsame Bedeutungen vorliegen, während Konflikt durch abweichende Bedeutungen hervorgerufen wird (vgl. Nabers 2005, S. 312). Dabei wird Bedeutung als etwas verstanden, das aus dem selbstreferentiellen Wechselspiel von Signifikanten und Signifikaten hervorgeht. Dieser Bedeutungstheorie nach ist der Referent »tot« (Sayer 2000, S. 35 f.). Er spielt keine eigenständige Rolle bei der Bedeutungsgenerierung. Damit geht mindestens eine starke »idealistische Tendenz« (Porpora 1993, S. 227) einher, da Materialität nur noch der Status eines passiven Trägers von beliebigen Bedeutungen zukommt (vgl. Reckwitz 2002, S. 202). Auch wenn der Diskursbegriff *nicht* auf Textformen reduziert wird, so wird doch die ihm zugrunde liegende Logik mit der Logik der Sprache gleichgesetzt (vgl. Howarth 2010, S. 312; Laclau 2005, S. 68). Die aktive Rolle verschiedener Materialitäten bleibt bei der Bedeutungsgebung auf diese Weise unterbetont (vgl. Chouliaraki 2002, S. 109, Fn 5).

Vor dem Hintergrund dieses Ungleichgewichts überrascht es nicht, dass in der Kultur- und Diskursforschung die Frage nach der Wirkmacht von Diskursen *jenseits* der sprachlichen Form im Sinne eines »Neuen Materialismus« (vgl. Lundborg/Vaughan-Williams 2015) aufkam. Auf struktureller Ebene wurde die aktive Kraft von Materialitäten bei der Bedeutungszuschreibung wieder anerkannt gemäß der Grundannahme: »[I]t is not only people who attach meanings to things; things also attach meanings to people«

(Pouliot 2010a, S. 298). Gleichzeitig rückt der menschliche Körper als zentrale Quelle von Diskursen erneut in den Fokus. Ausgehend von psychoanalytischen Argumenten in der Tradition von Jacques Lacan avancierte etwa das menschliche Bedürfnis nach dem Stillen des Mangels menschlicher Existenz zur Antriebs- und Wirkkraft von Diskursen (vgl. Solomon 2012; Glynos/Howarth 2007; Stavrakakis 2007).

Die Grundelemente der beiden letztgenannten Perspektiven lassen sich gewinnbringend mit dem Critical Realism verbinden.⁴ Ermöglicht wird dadurch, die zentrale Rolle der Sprache im Rahmen des Sozialen weiterhin anzuerkennen, gleichzeitig aber der Sprachanalyse eine Tiefendimension zu geben, die ein lediglich zweidimensionales Sprachmodell vermissen lässt. Ausgangspunkt hierfür ist die Unterteilung der Realität in die Ebenen des Realen, des Aktuellen und des Empirischen einschließlich der Feststellung, dass es unterhalb empirisch beobachtbarer Phänomene und aktueller, wenn auch nicht beobachteter Ereignisse kausale Mechanismen, Potenziale und Tendenzen gibt, die *unabhängig* von ihrer Aktualisierung oder empirischen Beobachtbarkeit real sind. Gerade damit unterscheidet sich der Critical Realism von einem rein textbasierten diskursanalytischen Vorgehen, das soziale Realität im Sinne eines linguistischen Realismus mit empirisch beobachtbaren Diskursen gleichsetzt und damit nur eine einzige Ebene kennt (vgl. Patomäki/Wight 2000, S. 223).

Aus kritisch-realistischer Perspektive ist der Blick auf das Empirische auch wichtig, allerdings keineswegs hinreichend, um Texte angemessen interpretieren zu können, denn »alle Wissenschaft wäre überflüssig, wenn die Erscheinungsform und das Wesen der Dinge unmittelbar zusammenfielen« (Marx 1977, S. 825). Es ist notwendig, über kausale Zusammenhänge zu spekulieren (vgl. Bryant/Srnicke/Harman 2011), die unter der sprachlichen Oberfläche liegen. Dabei reicht es nicht aus, unterschiedliche kausale Mechanismen einfach eklektizistisch nebeneinander zu betrachten.⁵ Vielmehr liegt der Schlüssel in ihrer vertikalen Anordnung (vgl. Bhaskar 1989, S. 3). Doch was ist überhaupt unter kausalen Mechanismen zu verstehen? Entgegen der vonseiten radikal-sozialkonstruktivistischer Ansätze vorgebrachten Kritik (vgl. Glynos/Howarth 2007, S. 32 u. 97; Pouliot 2010b, S. 57 f.) verneint der Critical Realism durch einen qualifizierten Naturalismus die Zeit-, Praxis- und Konzeptabhängigkeit sozialer Mechanismen nicht, sondern hebt diese hervor (vgl. Benton 1998, S. 305 f.); dies jedoch ohne auf der Ebene empirisch beobachtbarer Diskurse zu verbleiben:

»Thus what has been established, by conceptual analysis, as necessary for the phenomena may consist precisely in a level (or aspect) of reality which, although not existing independently of agents' conceptions, may be inadequately conceptualized or even not conceptualized at all. Such a level may consist in a structural complex which is really generative of social life but unavailable to direct inspection by the senses or immediate intuition in the course of everyday life.« (Bhaskar 1998, S. 56)

4 Für Anknüpfungspunkte zwischen dem radikalen Sozialkonstruktivismus und dem Critical Realism vgl. auch Pühretmayer (2010).

5 Für einen solchen Ansatz vgl. Bennett (2013) und Schnieders (2015).

Entgegen der radikal-sozialkonstruktivistischen Annahme, dass »Materialismus« lediglich im Sinne der prinzipiellen Spaltung von Denken und Realität zu verstehen ist (vgl. Torfing 1999, S. 45), gesteht der Critical Realism in Form eines »emergent powers materialism« (Bhaskar 1997, S. 143) menschlichen und nicht-menschlichen Materialitäten *auch* kausale Potenziale zu, die unabhängig von Diskursen vorhanden sind, jedoch nur innerhalb eines strukturellen Komplexes spezifische Wirkung entfalten. Im Bereich nicht-menschlicher Materialitäten trifft dies z. B. auf technische »Artefakte« zu, die zwar einerseits Materialisierungen sozialer Beziehungen sind, gleichzeitig aber aufgrund ihrer natürlichen kausalen Potenziale zur Stabilisierung dieser Beziehungen beitragen (vgl. Lawson 2007, S. 42). Ein Verhaften an der textförmigen sprachlichen Oberfläche wird weder dem größeren strukturellen Komplex noch den in diesem vorhandenen menschlichen und nicht-menschlichen Materialitäten gerecht.⁶ Um diese Tiefendimension sozialer Realität denken zu können, nutzt der Critical Realism ein Sprachmodell, das neben Signifikanten und Signifikaten *auch* Referenten im Rahmen einer »semiotischen Triangel« (Bhaskar 1993, S. 222 f.) zu berücksichtigen vermag und Sprache als kausalen Mechanismus (vgl. Banta 2012) und emergentes Phänomen in einem von Menschen gemachten strukturellen Komplex betrachtet.

»[L]anguages are emergent products of the engagement of human practice with the material world; they cannot be reduced to any of their constituents [...]; they both have a partial independence or autonomy from both human beings [...] and from the material world [...]; and finally, language is itself a practice, capable of enabling people to act upon and modify the world [...], as well as to act upon themselves and others.« (Carter/Sealey 2004, S. 118)⁷

Gerade deshalb ist es notwendig, zur Rekonstruktion des in Texten zum Ausdruck kommenden Gesamtzusammenhangs über die Tiefendimension sozialer Realität zu spekulieren. Im Folgenden wird *eine* solche Spekulation angestellt, die nicht in dem zu Recht von Latour (2004, S. 239) kritisierten Sinne verstanden wird, dass der bzw. die niemals schlafende KritikerIn im Gegensatz zu den analysierten sozialen Akteuren definitiv den wahren sozialen Zusammenhang erkennen kann. Der Critical Realism geht auf analytischer Ebene nicht nur von der Annahme der historischen Bedingtheit von Wissensaussagen (epistemologischer Relativismus) aus, sondern auch von der Möglichkeit der Beurteilung des Wahrheitsgehalts wissenschaftlicher Aussagen (beurteilender Rationalismus) aufgrund der Existenz einer beobachterunabhängigen sozialen Realität (ontologischer Realismus) (vgl. Wight 2006, S. 26). Die folgenden Aussagen werden demnach nicht als notwendiger Ausdruck der Wahrheit gepriesen, obwohl das Ziel einer wahrhaften Darstel-

6 Dies wird von der neueren Diskurs- und Kulturforschung – etwa unter Bezugnahme auf die Akteur-Netzwerk-Theorie und das Habitus-Konzept (vgl. Pouliot 2010a, 2010b) oder den Dispositivbegriff (vgl. Bendix 2013) – auch keineswegs bestritten; leider wird hierbei das Potenzial des Critical Realism nicht genutzt.

7 Vgl. auch Fairclough/Jessop/Sayer (2002) und Sims-Schouten/Riley (2014).

lung im Vergleich zu einer rein textbasierten Analyse handlungsleitend ist (vgl. Wight 2007, S. 380).

Da Sprache ein emergentes Phänomen ist, das durch die Auseinandersetzung menschlicher Akteure mit der Welt entsteht, verlangt ein angemessenes Verständnis sprachlicher Artikulationen nach Antworten auf die Fragen, was menschliche Bedeutungsgebung auf Akteurs- wie auf Strukturebene beschränkt, ermöglicht und antreibt. Die empirische Analyse von Texten im Kontext der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung erfordert auf struktureller Ebene deshalb neben der Berücksichtigung von in Texten auftretenden intersubjektiven Ideen auch die Auseinandersetzung mit materiellen und institutionellen Ressourcen im Rahmen einer historischen Sicherheitsstruktur.⁸ So wirken einmal innerhalb von intersubjektiven Bedeutungssystemen geschaffene materielle und institutionelle Ressourcenverteilungen ermöglichend, beschränkend und auch motivierend auf intersubjektive Ideen zurück (vgl. Porpora 1993, S. 213). Im offenen, aber keineswegs radikal kontingenten System des Sozialen emergiert das im Diskurs zum Ausdruck kommende Bewusstsein aus dem materiellen Sein, ohne auf dieses reduzierbar zu sein.

Die Frage der Antriebs- und Wirkkraft menschlicher Bedeutungsgebung ist allerdings nicht allein struktureller Natur. »It is not only that, as critical realism rightly claims, social systems are open, but that actions and practices are shaped by human incompleteness, lack, pre-maturity, which drive actions toward completion and maturity« (Sayer 2007, S. 249). Es kristallisiert sich hier der Anschluss an die bereits erwähnte, von der Psychoanalyse beeinflusste diskursanalytische Forschung, heraus. Jedoch wird an dieser Stelle nicht auf den anti-humanistischen Ansichten Lacans zur menschlichen Natur aufgebaut. Stattdessen fällt die Wahl auf Elemente der humanistischen Psychoanalyse Erich Fromms, da letztere dem Critical Realism nähersteht (vgl. Durkin 2014). Nach Fromm (2014, S. 39) versuchen menschliche Akteure den existenziellen Mangel menschlicher Existenz idealtypisch entweder durch Liebe und Vernunft oder durch Zerstörung zu transzendieren. Liebe und Vernunft stellen hierbei primäre Potentialitäten und Zerstörung lediglich eine sekundäre Potentialität menschlichen Seins dar; erst im Falle einer Blockade der primären entfaltet sich die sekundäre.⁹ Hierin gleichen Fromms Ansichten denen Hans Morgenthaus zur Dynamik von Liebe und auf Herrschaft zielender Macht. »THE LUST for power is, as it were, the twin of despairing love. Power becomes a substitute for love. What man cannot achieve for any length of time through love he tries to achieve through power« (Morgenthau 1962, S. 248, Herv. i. O.).

Da soziale Strukturen aus materiellen und institutionellen Ressourcen sowie aus intersubjektiven Ideen bestehen, wird zunächst klar, dass Ressourcen nicht nur wesentliche Grundbausteine für Machtbeziehungen, sondern auch Grundlage für die Emergenz von Ideen sind: »[T]hey [people] think *from* the resources in their possession« (Pouliot 2010b, S. 35, Herv. i. O.). Darüber hinaus ist Macht aber nicht rein ressourcenbasiert zu verste-

8 Dieser Begriff wird hier in Anlehnung an Robert Cox' (1981) Gedanken der historischen Struktur eingeführt.

9 Auch Bhaskar (2002, S. 194) formuliert einen ähnlichen Gedanken: »All our (negative) emotions depend upon the absence or incompleteness (e.g. conditionality) of love.«

hen, sondern nur relational. Welche Qualität ressourcenfundierten Machtbeziehungen zukommt, hängt entscheidend von der Qualität der Liebe in einer Beziehung ab (vgl. Tillich 1955, S. 8). Die psychische Energie und Emotionalität der Liebe verleiht Diskursen genauso wie materiell-institutionellen Ressourcen Wirkkraft jenseits sprachlicher Form. Materielle Macht kann Menschen im Sinne einer gemeinsamen Ermächtigung zusammenhalten oder sie durch auf Herrschaft zielende Gegenmacht voneinander abstoßen. Da es lange Zeit Vorbehalte gegen das Verständnis von Liebe als einem *politischen* Konzept zur Analyse sozialer Dynamiken gegeben hat bzw. es diese in manchen Kreisen immer noch gibt (vgl. Jóhannesdóttir 2014, S. 18 f.), wird im Folgenden gerade auf verschiedene Facetten der Liebe und die Herausforderungen bei ihrer empirischen Betrachtung eingegangen.

Fromm versteht Liebe als »*die Vereinigung mit einem anderen Menschen oder Ding außerhalb seiner selbst, unter der Bedingung, dass die Gesondertheit und Integrität des eigenen Selbst dabei bewahrt bleibt*« (Fromm 2014, S. 34, Herv. i. O.). Wie für Bhaskar (2002) ist für Fromm (2014, S. 79) die uneingeschränkte Nächstenliebe der *Agape* die »fundamentalste Art der Liebe«. Von diesem Verständnis uneingeschränkter Nächstenliebe unterscheiden sich die romantische oder erotische Liebe des *Eros* sowie die freundschaftliche Liebe der *Philia*, die beide von den Qualitäten des Liebesobjektes abhängen und somit präferentielle Formen der Liebe sind. Dass vor allem der Gedanke der Freundschaft Interesse innerhalb der IB geweckt hat (vgl. Koschut/Oelsner 2014), dürfte kaum verwundern, ist doch diese auf den Qualitäten des Anderen – hier in Form gemeinsamer Ideen über die internationale Ordnung (Berenskoetter 2007, S. 670) – basierende Form der Liebe *empirisch* deutlicher zu beobachten als die uneingeschränkte Liebe, die eher im Bereich des Utopischen (vgl. Badhwar 1987, S. 16), wenn auch potenziell Realen zu verorten ist. Obwohl sowohl die freundschaftliche Liebe (vgl. Berenskoetter 2007, S. 670) als auch die Nächstenliebe (vgl. Fromm 2011, S. 83) auf eine produktive Orientierung hinweisen, erlaubt gerade die Unterscheidung verschiedener Liebesformen eine differenzierte Betrachtung von sozialen Mechanismen innerhalb von Beziehungen. Im Zusammenhang mit dem Gedanken der auf Herrschaft zielenden Macht geht es hierbei nicht lediglich um die bloße Beschreibung von kooperativen oder konfliktiven Tendenzen innerhalb einer Sicherheitsbeziehung, sondern gerade um die Rekonstruktion der *Gründe* dieser Tendenzen mittels eines Blicks auf den durch die menschliche Natur bedingten Teil der Tiefenstruktur von Diskursen.

Deswegen ist es für die deutsche Außenpolitik innerhalb der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung elementar, welche Art von Liebe sich in Diskursen empirisch realisiert. *Wenn* Liebe innerhalb des Diskurses auf den Qualitäten des Anderen aufbaut und entsprechend auf gemeinsame Ideen über die internationale Ordnung angewiesen ist und aus unterschiedlichen materiellen Ressourcenausstattungen unterschiedliche Ideen emergieren, *dann* besteht bei Vorhandensein unterschiedlicher materieller Seinsformen tendenziell die Gefahr frustrierter Liebe und eines daraus resultierenden Strebens nach Herrschaft statt nach einer auf gemeinsame Ermächtigung zielenden Politik. Dieser konfliktiven Tendenz kann aus Sicht des Critical Realism zwar die Vernunft menschlicher Akteure entgegenwirken und somit dennoch Kooperation erreicht werden, ignoriert werden kann sie aber nicht.

3 Die korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse

Wie lässt sich nun die explizierte Spekulation über die beschriebenen Zusammenhänge mithilfe einer Analyse von Sprache erhärten? Der Critical Realism unterstützt einen Methodenpluralismus, der prinzipiell jede Methode zulässt, solange die durch sie erhobenen Daten im Sinne des Critical Realism als erklärungsunterstützende und nicht als zur Erklärung hinreichende Verfahren interpretiert werden (vgl. Porpora 2001, S. 262). So ist es möglich, auch quantifizierende Verfahren zu verwenden, ganz gleich, ob sie nun deskriptiver oder analytischer Natur sind. Da Sprache ein emergentes Phänomen ist, liegt der Einsatz eines linguistischen Analyseverfahrens nahe, das sowohl die sprachliche Oberfläche sozialer Realität als auch deren tiefer liegende Ebenen zu analysieren fähig ist. Dies kann durch eine korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse erreicht werden. Ihr korpuslinguistischer Teil vermag mithilfe der Analysesoftware *CQPweb* (vgl. Hardie 2012)¹⁰ Regularien wie ein »Taschenmesser« (Scott 2001, S. 47 f.) an der »sprachlichen Oberfläche« (Bubenhofer 2008, S. 408) in Form von Schlüsselwörtern¹¹ und Kollokationen¹² abzutragen. Der quantitative Teil der Untersuchung dient dazu, dem Researcher-Bias entgegenzuwirken, wodurch es auch möglich wird, sprachliche Strukturen aufzudecken, die bei einem rein qualitativen Vorgehen eventuell verborgen blieben (vgl. Baker 2001, S. 10 ff.).

Jedoch gilt es auch hier, die radikal-sozialkonstruktivistische Kritik in Bezug auf die Haltbarkeit wissenschaftlicher Aussagen ernst zu nehmen: Wie der radikale Sozialkonstruktivismus lehnt auch der Critical Realism einen naiven Empirismus ab, der davon ausgeht, wissenschaftliche Daten sprächen für sich selbst. Unterschiede bleiben demgegenüber bestehen zwischen einem kritisch-realistischen und einem radikal-sozialkonstruktivistischen Methodenverständnis. Veranschaulichen lässt sich dies am Beispiel einer Karte. Aus Sicht des radikalen Sozialkonstruktivismus erzeugt die Karte erst die Realität:

»For example, some forms of geographical mapping are a practice of creating the world as a global whole and geopolitical entity. The colour-coding, line-drawing and naming are crucial elements of the mapping that brings the geopolitical world into being.« (Aradau/Huysmans 2014, S. 603)

Obwohl der Critical Realism Daten nicht den Status von für sich selbst sprechende »Fakten« beimisst (Olsen/Morgen 2005), reduziert er Methoden und die durch sie gewonnen

10 Die Schlüsselwörter wurden auf Basis des Log-likelihood-Verfahrens ermittelt, wobei ein Schwellenwert von 10,83 und eine Mindestfrequenz von 2 in beiden Subkorpora festgelegt wurden. Bei der Kollokationsanalyse dienten neben diesen Grenzwerten ein Mutual-Information-Wert von 3 und eine Wortspanne von +/-5 als Selektionskriterien.

11 Schlüsselwörter sind Wörter, die spezifisch für Korpora im Vergleich zu anderen Korpora sind (vgl. Stubbs 2010).

12 Kollokationen bezeichnen ein »statistisch signifikantes gemeinsames Auftreten von Wörtern« (Bubenhofer 2008, S. 415; vgl. Evert 2009; Kuch/Scholz 2013).

Daten nicht auf performative Akte, da er – analog zur beschriebenen semiotischen Triangel – den Bezug der Daten zur Realität nicht aufgibt:

»The symbols on the map do not resemble what they symbolize – a blue line represents a river that in reality appears as a muddy brown expanse. But by virtue of their mutual relations, they represent real features of the landscape. If they did not, it would not be a map of anything.« (Collier 1998, S. 48)

Wissenschaftliche Beobachtungen sind deshalb nicht rein objektiv, aber auch nicht nur (inter-)subjektiv. »We construct as opposed to find our data, but we make it out of something, not of nothing« (Byrne 2002, S. 15). Auch im method(olog)ischen Bereich gilt es, wie schon im vorherigen Kapitel in Bezug auf die angestellten (meta-)theoretischen Spekulationen beschrieben, die Fehlbarkeit und Ungenauigkeit der eigenen Argumentation und die sie stützenden Daten ernst zu nehmen und trotz aller Schwierigkeiten am Ziel einer angemessenen Darstellung der Realität festzuhalten.

In Ergänzung zum auf die Ebene sprachlicher Regularien fokussierten Analyseteil, versucht der kritisch-realistische Part durch eine qualitative Feinanalyse aller Texte unter besonderer Berücksichtigung der quantitativen Ergebnisse die Dynamik von Liebe und Macht in der historischen Sicherheitsstruktur im Sinne eines Tiefbohrers zu rekonstruieren. Die qualitative Feinanalyse ermöglicht es, wenig frequentierte oder indirekte Bedeutungen freizulegen. Alle Texte wurden hierzu anhand folgender Leitfragen mithilfe von *MAXQDA* analysiert:¹³ Wann und mittels welcher Form der Liebe wurde Identität in den textförmigen Artikulationen angestrebt, wann sollte sie im Sinne einer auf Herrschaft zielenden Macht erzwungen werden? Und wann und wodurch zeigten sich Bezüge zu intersubjektiven, materiellen und institutionellen Facetten der deutsch-amerikanischen Sicherheitsstruktur?

Um dem Gedanken der Referenz gerecht zu werden, ging es auf struktureller Seite hierbei – wie bei kritisch(-realistisch)en Diskursanalysen üblich (vgl. Reisigl 2013, S. 79 ff.) – darum, die analysierten Texte durch den Einbezug von Sekundärquellen in den sozialen Kontext einzubetten.¹⁴ In Bezug auf die in der menschlichen Natur verwurzelten Dynamik von Liebe und Macht wurde demgegenüber nur auf die Texte selbst als Aus-

13 Es ist jedoch wichtig, auf die bei *MAXQDA* implizit mitschwingenden methodologischen Grundannahmen und die hier verfolgte abweichende Verwendungsweise einzugehen. So ist *MAXQDA* an die Grundannahmen und das Kodierverständnis der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1967) angelehnt. Da die Grounded Theory zwar keineswegs inkompatibel mit einer kritisch-realistischen Metatheorie ist (vgl. Oliver 2012), sie jedoch tendenziell einen Empiriebias und eine idealistische Tendenz aufweist (vgl. Danermark et al. 2002, S. 163), erfolgte der Gebrauch von *MAXQDA* im Sinne eines »kontrollierten Missbrauch[s]« (Diaz-Bone und Schneider 2010, S. 508). Die Anwendung von *MAXQDA* beschränkte sich dementsprechend vor allem auf die Strukturierung der empirischen Anreicherung der abstrakten Überlegungen, also auf den zweiten Schritt der doppelten Bewegung vom Konkreten zum Abstrakten und vom Abstrakten zum Konkreten.

14 Dies konnte hier bei der empirischen Analyse nur rudimentär erfolgen. Für eine ausführlichere Darstellung des materiellen Kontextes der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung vgl. Griebel (2014).

druck von Emotionalität innerhalb der Sicherheitsbeziehung zurückgegriffen, da zur Analyse von Emotionen nur Repräsentationen zur Verfügung stehen (vgl. Hutchinson/Bleiker 2014, S. 505 f.) und gerade Aussagen von Regierungsvertretern intersubjektive Emotionszustände zum Ausdruck bringen (vgl. Eznack 2012, S. 17).¹⁵ Jenseits der oben genannten Definition von Liebe und ihrer Unterteilung in *Eros*, *Philia* und *Agape* lieferte also erst die Auseinandersetzung mit den analysierten Aussagen von Regierungsvertretern konkrete Belege für die sprachlichen Erscheinungsformen des Strebens nach Liebe. Zwar kann Liebe sehr wohl direkt als Signifikant auftreten und dementsprechend gerade im Bereich der im gesellschaftlichen Diskurs dominanten Vorstellung der romantischen Liebe als Strukturierungspunkt der Analyse dienen (vgl. Jergus 2011, S. 145). Eine politische Vorstellung von Liebe in Form der *Philia* oder *Agape* tritt jedoch ähnlich dem Gender-Konzept (vgl. Nachtigall 2012, S. 83) meist ohne als Liebe bezeichnet zu werden in Erscheinung, weshalb es einer detaillierten hermeneutischen Interpretation zur Rekonstruktion der emotionalen Tiefenstruktur des Diskurses bedarf. Durch die dazu notwendige detaillierte qualitative Feinanalyse weicht die hier verwendete Methode von der üblichen »Balance« zwischen quantitativer und qualitativer Sprachanalyse ab, die darin besteht, lediglich die Ergebnisse der quantitativen Analyse qualitativ weiter zu analysieren (vgl. Mautner 2009). Der Kern dieses methodischen Vorgehens soll im Folgenden anhand des deutschen Regierungsdiskurses von 2001 bis 2003 unter besonderer Berücksichtigung des Begriffs »Solidarität« exemplifiziert werden.

4 Solidarität in der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung

Die Grundlage der Analyse bildet ein Korpus für den deutschen Regierungsdiskurs im Zeitraum vom 11. September 2001 bis zum 20. März 2003, das sowohl groß genug ist, um korpuslinguistische Verfahren zu ermöglichen, als auch klein genug, um alle Texte einer qualitativen Feinanalyse zu unterziehen. Das Korpus besteht aus allen im Bulletin der Bundesregierung (Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung 2009) veröffentlichten Reden des Bundeskanzlers sowie der Außen- und Verteidigungsminister, welche die Wortstämme *terror**, *afghan** oder *irak** enthielten. Der Fokus auf diese drei Sprecher ergibt sich aus ihrer besonderen Position innerhalb des deutschen Sicherheitsdiskurses. Die analysierten Aussagen erlauben nicht zuletzt Rückschlüsse auf intersubjektive Ideen der deutschen Gesellschaft (vgl. Roos 2010, S. 64).¹⁶ Da die Analyse von Schlüsselwörtern eine Definition von Subkorpora voraussetzt, die miteinander verglichen werden, bedurfte das so gewonnene und aus 88 Texten bzw. 225.411 Wörtern bestehende Gesamtkorpus einer weiteren Unterteilung in zwei Phasen. Diese erfolgte auf Basis einer deskriptiven Statistik in Form einer quantitativen Inhaltsanalyse von Aussagen deutscher

15 Für ähnliche Überlegungen zum Verhältnis von Diskursen und Emotionen (sowie Affekten) vgl. Solomon (2011).

16 Wenn im Folgenden von »Deutschland« die Rede ist, dann nur im Sinne einer stilistischen Vereinfachung und nicht, weil ein einheitlicher staatlicher Akteur hypostasiert würde.

und US-amerikanischer staatlicher und nicht-staatlicher Akteure mit der jeweils anderen Gesellschaft als Adressatin, die im ersten Satz oder dem Lead von Meldungen von *Reuters Business Briefing* dokumentiert sind und monatsweise kodiert wurden.¹⁷ Ereignisse wie die Ausweitung militärischer Hilfen erhielten positive sogenannte Goldstein-Werte, während Ereignisse wie militärische Auseinandersetzungen negativ bewertet sind.¹⁸ Die Goldstein-Werte für die 341 im Datensatz für den Zeitraum von September 2001 bis März 2003 enthaltenen Aussagen wurden für die deutsch-amerikanische Beziehung für jeden Monat summiert (Abbildung 1) und mit Juli 2002 der negativste Wert im Untersuchungszeitraum als Beginn der zweiten Phase definiert, da gerade ein deutlicher Kontrast zwischen zwei Beziehungsstadien bei der Suche nach kausalen Mechanismen hilft (vgl. Lawson 1998, S. 153). Dieses inhaltsanalytische Vorgehen als Grundlage der Phaseneinteilung, im Zuge dessen mit vorgefertigten Wörterbüchern gearbeitet und Wörter mit gleicher Bedeutung kategorisiert werden, ist prinzipiell mit einem anderen Anspruch als eine korpuslinguistische Diskursanalyse verbunden. In letzterer werden Wörter nicht wie bei der Inhaltsanalyse als Indikatoren einer *a priori* fixierten Bedeutung verstanden, sondern als »Bausteine der Konstitution von Bedeutung« (vgl. Dzudzek et. al. 2009, S. 237).

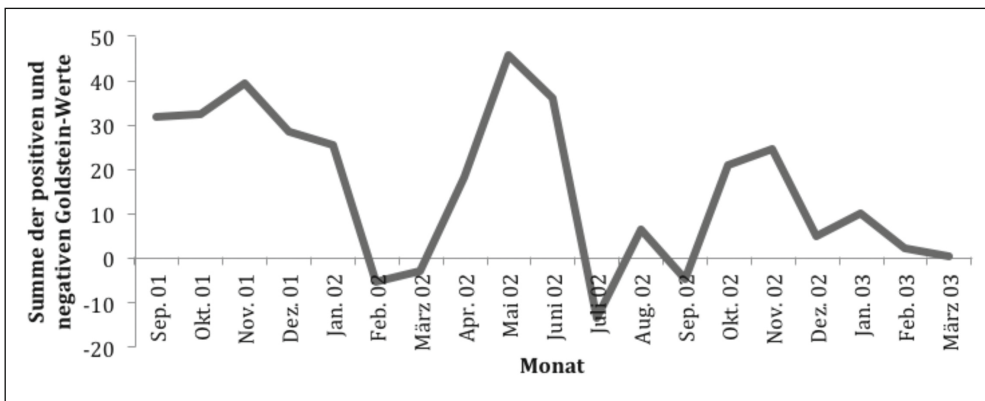


Abbildung 1:¹⁹ Deutsche und US-amerikanische Aussagen gegenüber dem Anderen

Komplementär hierzu lassen sich für die deutsch-amerikanische Sicherheitsbeziehung in den beiden Phasen zwei unterschiedliche Beziehungsstadien ausmachen. So offenbart ein Blick auf die Ebene sprachlicher Regularien in Form von Schlüsselwörtern ein überwiegendes Streben nach produktiver Liebe und einer gemeinsamen Ermächtigung mit dem US-amerikanischen Anderen in der ersten Phase. Das zeigt sich vor allem durch den in Abbildung 2 eingekreisten Begriff *SOLIDARITÄT*, denn dieser verweist auf die Orien-

17 Die Daten stammen von VRA (2010).

18 Dies sind Beispiele aus dem VRA-Kodierschema, wie es bei King und Lowe (2003) beschrieben ist. In den direkt von VRA bezogenen Daten für Deutschland und die USA liegen nur Angaben zur Anzahl und zur Summe der Bewertungen von Ereignissen für jeden Monat vor, jedoch keine Daten zu den einzelnen Ereignissen selbst.

19 Quelle: VRA (2010); eigene Berechnung und Darstellung.

tierung an kollektiven Anliegen und Handlungen (vgl. Honohan 2008, S. 69) und somit auf eine liebevolle Orientierung. »Solidarity relations [...] are the political form or social form of love relations« (Lynch 2014, S. 186, Fn 2). Seine Wirkungskraft erhält das Wort nicht nur durch die abstrakte Form, die mehrere Bedeutungsgebungen ermöglicht (vgl. Naber 2005, S. 105), sondern auch durch die in ihm zum Ausdruck kommende Emotionalität (vgl. Koschut 2014, S. 542) und das Streben nach Liebe. Die Verbindung zwischen deutschem Selbst und US-amerikanischem Anderen wurde durch den Verweis auf gemeinsame WERTE hergestellt, wobei eine Feinanalyse für die dabei angesprochenen Werte zeigt, dass SOLIDARITÄT selbst als ein solcher gemeinsamer Wert genannt wurde: »Darum betone ich noch einmal, dass wir im Kampf gegen den Terrorismus die Werte von Freiheit, Solidarität und Gerechtigkeit um keinen Millimeter preisgeben dürfen« (Schröder 2001a).



Abbildung 2: Schlüsselwörter in der ersten Phase des deutschen Diskurses²⁰

Einen weiteren Beleg für die Relevanz des Strebens nach Liebe in Form der Solidarität in der ersten Phase liefert eine Analyse der Kollokatoren für die Wörter zur Beschreibung des US-amerikanischen Anderen. Auch hier tritt, wie Abbildung 3 verdeutlicht, SOLIDARITÄT ebenso wie die Begriffe VERBÜNDETE und FREUNDE als statistisch signifikantes Ergebnis auf. Interessant ist jedoch nicht nur die Feststellung einer freundschaftlichen Beziehung, sondern die genauere Untersuchung ihres Wesens. Wie das Schlüsselwort WERTE bereits angedeutet hat, verweisen auch die Kollokatoren KONSTITUIEREN und UNABHÄNGIGKEITSERKLÄRUNG darauf, dass Freundschaft auf Gemeinsamkeiten mit dem Anderen und dessen Qualitäten aufbaute. So teilten laut Bundeskanzler Schröder (2001b) das deutsche Grundgesetz und die US-amerikanische Unabhängig-

20 Die Grafiken wurden mithilfe von *Wordl.net* erstellt. Die Größe der Schlüsselwörter spiegelt die Wurzel des Log-likelihood-Werts, während die Wurzel des Mutual-Information-Werts ausschlaggebend für die Größe der als Kollokatoren ermittelten Begriffe ist. Die Wurzel wurde gezogen, um der mit der Visualisierung einhergehenden Verzerrung entgegenzuwirken. Die einzelnen Visualisierungen geben hierbei aber nur die Verhältnisse innerhalb einer korpuslinguistischen Analyse wieder; die Größenverhältnisse zwischen zwei Grafiken sind nicht vergleichbar.

keitserklärung die gleiche Wertebasis und deshalb seien »die Angriffe auf die Vereinigten Staaten von Amerika, nicht nur Angriffe auf die Werte [...], nach denen sich die Amerikaner politisch konstituieren, sondern auch Angriffe auf jene Werte, die für uns politisch konstitutiv sind«.



Abbildung 3: Kollokatoren für die Wortstämme Vereinigte Staaten(von Amerika)|USA|amerik* in der ersten Phase

Die Konstruktion einer gemeinsamen Sicherheitsidentität auf Basis einer präferentiellen Freundschaft wirkte Krisentendenzen innerhalb der Beziehung jedoch nur partiell entgegen. Eine qualitative Feinanalyse zeigt, dass entgegen dem Versuch der Konstruktion gemeinsamer Werte im deutschen Diskurs eine im Vergleich zum US-amerikanischen Anderen unterschiedliche Vorstellung von der Gestalt und Gewährleistung internationaler Ordnung dominierte. Während im deutschen Diskurs ein multilateraler Ansatz verfolgt wurde, der militärische Gewalt allenfalls als *ultima ratio* in Betracht zog, war der US-amerikanische Ordnungsansatz hauptsächlich von militärischen Maßnahmen und unilateralen Tendenzen gekennzeichnet (vgl. Bjola/Kornprobst 2007). Vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Devise »Either you are with us, or you are with the terrorists« (Bush 2001, S. 1349) ließen sich Meinungsunterschiede nur bedingt überbrücken und kaum produktive Liebe und eine gemeinsame Ermächtigung verwirklichen, die im deutschen Diskurs allerdings in Form von Information und Konsultation angestrebt wurden:

»Dankbarkeit ist eine wichtige und auch gewichtige Kategorie. Doch sie würde zur Legitimation existenzieller Entscheidungen, vor denen wir unter Umständen stehen, nicht reichen. [...] Mit der Bündnispflicht, die wir übernommen haben, korrespondiert ein Recht und dieses Recht heißt Information und Konsultation. [...] Die Form der Solidarität, von der ich gesprochen habe, ist die Lehre, die wir aus unserer Geschichte gezogen haben, eine Lehre, die für die zivilisierte Welt bitter genug war. Allerdings: Eine Fixierung auf ausschließlich militärische Maßnahmen wäre fatal.« (Schröder 2001c)

Die in dieser Solidaritätsbekundung zum Ausdruck kommenden Ideen der Westbindung, des Strebens nach einer gemeinsamen Ermächtigung und der Skepsis gegenüber militärischen Maßnahmen sind jedoch nicht allein über ihre sprachliche Form oder das Streben nach Liebe zu verstehen. Vielmehr emergierte die Bedeutung der deutschen Solidarität aus dem Verhältnis der materiell-institutionellen Machtpotenziale innerhalb der Beziehung im Rahmen einer nach Ende des Kalten Krieges gewandelten historischen Sicherheitsstruktur. Insgesamt kann von einer größeren beidseitigen Unabhängigkeit gesprochen werden, deren Wirkung zwar keineswegs rein materiell-institutionell zu deuten ist; jedoch sind die materiellen und institutionellen Facetten der deutsch-amerikanischen Sicherheitsbeziehung bei der Betrachtung des deutschen Diskurses zentral, um dessen Ausgangsbedingungen, Möglichkeiten und Grenzen zu verstehen. So verblieben die USA nach 1989/90 sowohl in quantitativer als auch qualitativer Hinsicht materiell als alleinige Supermacht im militärischen Bereich (vgl. Wohlforth 1999). Sie betrieben eine Transformation ihrer Streitkräfte, die es zum Ziel hatte, nicht erst auf Gefahren zu reagieren, sondern Risiken proaktiv auszuschalten. Diese Entwicklung, die sich bereits vor dem 11. September 2001 andeutete und durch diese Ereignisse verstärkt wurde, hatte auch Auswirkungen auf die deutsch-amerikanische Sicherheitsstruktur:

»Whereas a reactive system of deterrence called for a permanent military alliance, the fluid, more proactive system of risk indicates that the future will be defined more by disparate coalitions of the willing than fixed alliance systems.« (Williams 2009, S. 7)

Gleichzeitig wurde Deutschland selbst als Mittelmacht mit beschränkten Ressourcen (vgl. Otte/Greve 2000, S. 7) vom US-amerikanischen Anderen durch den Wegfall der Notwendigkeit US-amerikanischer Sicherheitsgarantien unabhängiger. Im deutschen Diskurs kam zwar weiterhin Dankbarkeit für die Jahrzehnte lang empfangenen Sicherheitsleistungen zum Ausdruck, aber eben auch ein gesteigertes Selbstbewusstsein (vgl. Hellmann et al. 2007), das mit dem erhöhten materiellen Engagement bei internationalen Einsätzen und dem entsprechenden Wandel von einem Importeur zu einem Exporteur von Sicherheit einherging (vgl. Zimmermann 2006). Dieses gesteigerte Selbstbewusstsein stieß jedoch mit Blick auf die materielle Übermacht der USA an Grenzen. So konnte Deutschland gar nicht auf unilaterale und ausschließlich militärische Maßnahmen fixiert sein und war deshalb auf Information und Konsultation mit dem US-amerikanischen Anderen angewiesen. Es war von den Ressourcen der NATO und somit *de facto* von denen der USA abhängig (vgl. Lungu 2004, S. 268). Deshalb überrascht es auch nicht, dass die Umsetzung der deutschen Solidarität innerhalb der NATO angestrebt und Solidarität in diesem Kontext genannt wurde. »Der NATO-Rat hat den Vereinigten Staaten seine volle Solidarität auf der Grundlage von Artikel 5 des NATO-Vertrages erklärt« (Schröder 2001c).

Trotz der unterschiedlichen Ideen über die internationale Ordnung und der Tatsache, dass der militärische Einsatz in Afghanistan nicht im institutionellen Rahmen der NATO organisiert wurde, beteiligte sich Deutschland im Sinne eines Freundschaftsdienstes militärisch in Afghanistan (vgl. Berenskoetter 2011); dass das deutsche Streben nach pro-

duktiver Liebe jedoch bereits in der ersten Phase partiell durch die Haltung der US-Administration in enttäuschte Liebe umschlug, zeigt sich an einer Textstelle, die nicht zuletzt die Vorteile einer qualitativen Feinanalyse aufzeigt. So sprach Bundeskanzler Gerhard Schröder, als die ersten Anzeichen der Meinungsunterschiede zwischen der deutschen und der US-amerikanischen Politik gegenüber dem Irak sichtbar wurden, ohne das US-amerikanische Andere zu nennen, davon,

»dass entgegen dem Trend zum Unilateralismus, den es immer wieder und immer noch gibt – ich will gar nicht die Orte nennen, an denen er besonders virulent ist –, deutsche Politik darauf bestehen wird und muss, dass im Mittelpunkt internationaler Krisenlösung die Vereinten Nationen stehen.« (Schröder 2002)

Die in der ersten Phase bereits auftretenden Zeichen enttäuschter Liebe sind in der zweiten Phase, in der die Streitigkeiten um einen Militäreinsatz im Irak ihren Höhepunkt erreichten, deutlicher zu erkennen. Mehr noch: Hier wandelte sich die Enttäuschung des Strebens nach produktiver Liebe in Machtbestrebungen gegen das US-amerikanische Andere. Dies geschah jedoch in einer sanften Form, welche die Freundschaft zwar nicht aufkündigte, aber dennoch auf ihre Beschädigung hindeutete. Auf der Ebene sprachlicher Regularien zeigt sich dies, wenn auch nur relativ schwach. Da Schlüsselwörter die statistische Signifikanz eines Wortes innerhalb eines Subkorpus im Vergleich zu einem anderen wiedergeben, bedeutet die Tatsache, dass SOLIDARITÄT ein Schlüsselwort für die erste Phase ist, auch, dass es *keines* für die zweite Phase ist. Auch eine Kollokationsanalyse bringt den Begriff Solidarität, wie Abbildung 4 verdeutlicht, nicht mehr als statistisch signifikanten Kollokator für die Beschreibungen des US-amerikanischen Anderen hervor, der aber immer noch als PARTNER und als FREUND[] wahrgenommen wurde, mit dem Deutschland etwas VERBINDET und zumindest in Sachen Afghanistan auf einer SEITE steht.



Abbildung 4: Kollokationen für die Wortstämme Vereinigten Staaten(von Amerika)|USA|amerik* in der zweiten Phase

Da auf der Ebene sprachlicher Regularien die Beziehung relativ unbeschädigt erscheint, können die Spannungen innerhalb der Beziehung eher durch eine qualitative Analyse zutage gefördert werden. Auch eine solche Betrachtungsweise für das Wort Solidarität bringt ein selbstbewusstes Verständnis wie in der ersten Phase hervor. »Solidarität, wie wir sie geleistet haben und nach wie vor leisten, schafft aber auch das Recht, ja die Pflicht, zu differenzieren« (Schröder 2003). Allerdings beschränkte sich die deutsche Außenpolitik in der zweiten Phase nicht lediglich auf das freundschaftlich, aber selbstbewusst artikulierte Recht, zu differenzieren. Vielmehr wurde auf das Ziel hingearbeitet, selbst produktiv bei der Gestaltung internationaler Ordnung tätig zu sein.

»Und uns eint eine Freundschaft, die auf gegenseitigem Respekt und der Verfolgung gemeinsamer Ziele beruht und in der wir deshalb zu unterschiedlichen Meinungen kommen und dies ertragen können.

Wir streiten heute nicht um Details der Sicherheitspolitik, nicht um vordergründigen strategischen oder ökonomischen Nutzen. Wir streiten übrigens auch nicht über Sein oder Nichtsein der NATO. Es geht uns darum, ob Willensbildung multilateral bleibt. Bei dieser Frage geht es auch um die gegenwärtige, vor allem aber um die künftige Rolle Europas, und zwar des ganzen Europas. Dass dieser Kontinent, dieses unser Europa, ohne engste Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland seine Rolle nicht spielen kann, war immer eine gemeinsame Erkenntnis in diesem Hause.« (Schröder 2003)

Dass zu diesem Zweck zusammen mit Frankreich in den Vereinten Nationen eine Gegenmacht zu den USA formiert wurde, lässt sich durch das gesteigerte deutsche Selbstbewusstsein in Verbindung mit der Enttäuschung des Strebens nach Liebe durch das US-amerikanische Andere verstehen. Dass diese Gegenmacht eine sanfte Form annahm, wird sowohl vor dem Hintergrund des Ziels, die Freundschaft zu erhalten, als auch des beschränkten materiell-institutionellen Potenzials Deutschlands verständlich. Auf die US-amerikanische »Arroganz der Macht« antwortete Deutschland aus enttäuschter Liebe mit der »Arroganz der Ohnmacht« (Krell 2003), die den Krieg im Irak nicht verhindern konnte. In einer Beziehung, die im Sinne der präferentiellen freundschaftlichen Liebe auf gemeinsamen Ideen beruht, konnten Meinungsunterschiede höchstens ertragen werden oder führten, wie hier vor dem Hintergrund der materiell-institutionellen Potenziale dargestellt, zu einer sanften Form der Gegenmacht.

5 Methodenpluralismus mit kritisch-realistischem Bauplan

Sprache als emergentes Phänomen stellt einen privilegierten Zugang zur sozialen Realität dar. Doch bedarf es einer Textanalyse, die über die sprachliche Form hinausgehend die aktive Rolle menschlicher und nicht-menschlicher Materialitäten berücksichtigt. So ist der Begriff der Solidarität im untersuchten deutschen Regierungsdiskurs über die deutsch-amerikanische Sicherheitsbeziehung in den Jahren 2001 bis 2003 nur durch die

Dynamik von Liebe und Macht innerhalb einer historischen Sicherheitsstruktur zu verstehen. Auch wenn die hier zur Aufdeckung dieser Dynamik vorgestellte korpuslinguistische kritisch-realistische Diskursanalyse nur einen kleinen Ausschnitt der sprachlichen Oberfläche sowie der Tiefendimension sozialer Realität erfasst, ist der Lohn des hier dargestellten Designs ein potenziell realistischeres und genaueres Verständnis der in Texten auftretenden Bedeutungen. Zwar ist es mit Blick auf die weitreichenden Vorannahmen zur Gestaltung der empirischen Analyse und aufgrund möglicher Fehler bei der Interpretation von Realität keineswegs garantiert, wenn nicht sogar unmöglich, dass dieses Potenzial vollkommen ausgeschöpft werden kann; dennoch sollte dieses Ziel für die Analyse handlungsleitend sein. Um Sprache als emergentes Phänomen zu erfassen, können im Sinne eines Methodenpluralismus selbstverständlich auch andere Werkzeuge als das hier eingesetzte »Taschenmesser« und der hier verwendete »Tiefbohrer« benutzt werden. Zentral ist nicht das konkrete Werkzeug, sondern der kritisch-realistische Bauplan.

Literatur

- Angermüller, J. (2011): Heterogeneous Knowledge. Trends in German Discourse Analysis Against an International Background. In: *Journal of Multicultural Discourses* 6(2), S. 121–136.
- Aradau, C./Huysmans, J. (2014): Critical Methods in International Relations. The Politics of Techniques, Devices and Acts. In: *European Journal of International Relations* 20(3), S. 596–619.
- Archer, M./Bhaskar, R./Collier, A./Lawson, T./Norrie, A. (Hrsg.) (1998): *Critical Realism. Essential Readings*. London und New York: Routledge.
- Banta, B. (2012): Analysing Discourse as a Causal Mechanism. In: *European Journal of International Relations* 19(2), S. 379–402.
- Bachmann-Medick, D. (2010): *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Badhwar, N. (1987): Friends as Ends in Themselves. In: *Philosophy and Phenomenological Research* 48(1), S. 1–23.
- Baker, P. (2006): *Using Corpora in Discourse Analysis*. London und New York: Continuum.
- Bendix, D. (2013): Auf den Spuren kolonialer Macht. Eine genealogische Dispositivanalyse von Entwicklungspolitik. In: Franke, U./Roos, U. (Hrsg.): *Rekonstruktive Methoden der Weltpolitikforschung. Anwendungsbeispiele und Entwicklungstendenzen*. Baden-Baden: Nomos, S. 181–218.
- Bennett, A. (2013): The Mother of all Isms. Causal Mechanisms and Structured Pluralism in International Relations Theory. In: *European Journal of International Relations* 19(3), S. 459–481.
- Benton, T. (1998): Realism and Social Science. Some Comments on Roy Bhaskar's »The Possibility of Naturalism«. In: Archer, M./Bhaskar, R./Collier, A./Lawson T./Norrie, A. (Hrsg.): *Critical Realism. Essential Readings*, London und New York: Routledge, S. 297–311.
- Berenskoetter, F. (2007): Friends, There Are No Friends? An Intimate Reframing of the International. In: *Millennium* 35(3), S. 646–676.
- Berenskötter, F. (2011): Gefährliche Freundschaft. Der deutsche Einsatz in Afghanistan im transatlantischen Verhältnis. In: *Zeitschrift für Außen- und Sicherheitspolitik* 4(1), S. 271–298.
- Bhaskar, R. (1998): *The Possibility of Naturalism. A Philosophical Critique of the Contemporary Human Sciences*. London und New York: Routledge.
- Bhaskar, R. (1989): *Reclaiming Reality. A Critical Introduction to Contemporary Philosophy*. London und New York: Verso.
- Bhaskar, R. (1993): *Dialectic. The Pulse of Freedom*. London und New York: Verso.

- Bhaskar, R. (1997): On the Ontological Status of Ideas. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 27(2-3), S. 139–147.
- Bhaskar, R. (2002): *From Science to Emancipation. Alienation and the Actuality of Enlightenment*. New Delhi und Thousand Oaks: Sage.
- Bjola, C./Kornprobst, M. (2007): Security Communities and the Habitus of Restraint. Germany and the United States on Iraq. In: *Review of International Studies* 33(2), S. 285–305.
- Bryant, L./Srnicke, N./ Harman, G. (Hrsg.) (2011): *The Speculative Turn. Continental Materialism and Realism*. Melbourne: re.press.
- Bubenhofer, N. (2008): Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. In: Spitzmüller, J./Warnke, I. (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin und New York: de Gruyter, S. 407–434.
- Bush, G. W. (2001): Address Before a Joint Session of the Congress on the United States Response to the Terrorist Attacks of 11 September 2001, 20. September 2001. In: *Weekly Compilation of Presidential Documents* 37(38), S. 1347–1351.
- Byrne, D. (2002): *Interpreting Quantitative Data*. London und Thousand Oaks: Sage.
- Carter, B./Sealey, A. (2004): Researching ›Real‹ Language. In: Carter, B./New, C. (Hrsg.): *Making Realism Work. Realist Social Theory and Empirical Research*. Abingdon und New York: Routledge, S. 111–130.
- Chouliaraki, L. (2002): ›The Contingency of Universality: Some Thoughts on Discourse and Realism. In: *Social Semiotics* 12(1), S. 83–114.
- Collier, A. (1998): Language, Practice and Realism. In: Parker, I. (Hrsg.): *Constructionism, Discourse, and Realism*. London: Sage, S. 47–58.
- Cox, R. (1981): Social Forces, States and World Orders. Beyond International Relations Theory. In: *Milennium – Journal of International Studies* 10(2), S. 126–155.
- Danermark, B./Erikström, M./Jakobsen, L./Karlsson, J. (2002): *Explaining Society. Critical Realism in the Social Sciences*. London und New York: Routledge.
- Diaz-Bone, R./Schneider, W. (2010): Qualitative Datenanalyse Software in der sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse – Zwei Praxisbeispiele. In: Keller, R./Hirsland, A./ Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 2: Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS, S. 491–529.
- Durkin, K. (2014): *The Radical Humanism of Erich Fromm*. New York: Palgrave Macmillan.
- Dzudzek, I./Glasze, G./Mattisek, A./Schirmel, H. (2009): Verfahren der lexikometrischen Analyse von Textkorpora. In: Glasze, G./Mattisek, A. (Hrsg.): *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. Bielefeld: transcript, S. 233–260.
- Elder-Vass, D. (2012): *The Reality of Social Construction*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Evert, S. (2009): Corpora and Collocations. In: Lüdeling, A./Kytö, M. (Hrsg.): *Corpus Linguistics. An International Handbook*, Band 2. Berlin und New York: de Gruyter, S. 1212–1248.
- Eznack, L. (2012): *Crises in the Atlantic Alliance. Affect and Relations among NATO Members*. New York: Palgrave Macmillan.
- Fairclough, N./Jessop, B./Sayer, A. (2002): Critical Realism and Semiosis. In: *Journal of Critical Realism* 5(1), S. 2–10.
- Fromm, E. (2011): *Den Menschen verstehen. Psychoanalyse und Ethik*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Fromm, E. (2014): *Wege aus einer kranken Gesellschaft. Eine sozialpsychologische Untersuchung*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Glaser, B./Strauss, A. (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. Chicago: Aldine.
- Glynos, J./David, H. (2007): *Logics of Critical Explanation in Social and Political Theory*. London und New York: Routledge.

- Griebel, T. (2014): Love and Power in the German-American Security Relationship. Vortrag auf der ECPR Graduate Student Conference vom 03.-05. Juli 2014 in Innsbruck, unter: www.ecpr.eu/Filestore/PaperProposal/d5bb7270-2d53-4d68-a2aa-6ff98a92e57a.pdf (Abruf: 18.6.2015).
- Hardie, A. (2012): CQPweb. Combining Power, Flexibility and Usability in a Corpus Analysis Tool. In: *International Journal of Corpus Linguistics* 17(3), S. 380–409.
- Hay, C. (2009): Political Ontology. In: Goodin, R. (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Political Science*. New York: Oxford University Press, S. 460–477.
- Hellmann, G. (2008): Inevitable Decline versus Predestined Stability. Disciplinary Explanations for the Evolving Transatlantic Order. In: Anderson, J./Ikenberry, J./Risse, T. (Hrsg.): *The End of the West? Crisis and Change in the Atlantic Order*. Ithaca und London: Cornell University Press, S. 28–52.
- Hellmann, G./Weber, Ch./Sauer, F./Schirmbeck, S. (2007): »Selbstbewusst« und »stolz«. Das außenpolitische Vokabular der Berliner Republik als Fährte einer Neuorientierung. In: *Politische Vierteljahresschrift* 48(3), S. 650–679.
- Hellmann, G./Herborth, B./Schlag, G./Weber, Ch. (2014): The West. A Securitising Community? In: *Journal of International Relations and Development* 17(3), S. 367–396.
- Herschinger, E./Nonhoff, M. (2014): Diskursforschung in der Politikwissenschaft. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band I. Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: transcript, S. 192–207.
- Herschinger, E./Renner, J. (Hrsg.) (2014): *Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen*. Baden-Baden: Nomos.
- Honohan, I. (2008): Metaphors of Solidarity. In: Carver, T./Pikalo, J. (Hrsg.): *Political Language and Metaphor. Interpreting and Changing the World*. New York: Routledge, S. 69–82.
- Howarth, D. (2010): Power, Discourse, and Policy. Articulating a Hegemony Approach to Critical Policy Studies. In: *Critical Policy Studies* 3 (3-4), S. 309–335.
- Hutchison, E./Bleiker, R. (2014): Theorizing Emotions in World Politics. In: *International Theory* 6 (3), S. 491–514.
- Jergus, K. (2011): *Liebe ist ... Artikulationen der Unbestimmtheit im Sprechen über Liebe. Eine Diskursanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Jóhannesdóttir, A. G. (2014): Love Studies. A (Re)New(ed) Field of Knowledge Interests. In: dies./Ferguson, A. (Hrsg.): *Love. A Question for Feminism in the Twenty-First Century*. New York und Abingdon: Routledge, S. 11–30.
- King, G./Lowe, W. (2003): An Automated Information Extraction Tool for International Conflict Data with Performance as Good as Human Coders. A Rare Events Evaluation Design. In: *International Organization* 57 (Summer), S. 617–642.
- Koschut, S. (2014): Emotional (Security) Communities. The Significance of Emotion Norms in Inter-Allied Conflict Management. In: *Review of International Studies* 40(3), S. 533–558.
- Koschut, S./Oelsner, A. (Hrsg.) (2014): *Friendship and International Relations*. New York: Palgrave Macmillan.
- Krell, G. (2003): Arroganz der Macht, Arroganz der Ohnmacht. Die Weltordnungspolitik der USA und die transatlantischen Beziehungen. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B31-32, S. 23–30.
- Kuck, K./Scholz, R. (2013): Quantitative und qualitative Methoden der Diskursanalyse als Ansatz einer rekonstruktiven Weltpolitikforschung. Zur Analyse eines internationalen Krisendiskurses in der deutschen Presse. In: Franke, U./Roos, U. (Hrsg.): *Rekonstruktive Methoden der Weltpolitikforschung. Anwendungsbeispiele und Entwicklungstendenzen*. Baden-Baden: Nomos, S. 219–270.
- Laclau, E. (2005): *On Populist Reason*. London und New York: Verso.
- Laclau, E./Mouffe, Ch. (2001): *Hegemony and Socialist Strategy. Towards a Radical Democratic Politics*. London: Verso.
- Latour, B. (2004): Why Has Critique Run out of Steam? From Matters of Fact to Matters of Concern. In: *Critical Inquiry* 30(2), S. 225–248.

- Lawson, C. (2007): Technology, Technological Determinism and the Transformational Model of Social Activity. In: ders./Latsis, J./Martins, N. (Hrsg.): Contributions to Social Ontology. Abingdon und New York: Routledge, S. 32–49.
- Lawson, T. (1998): Economic Science without Experimentation. In: Archer, M./Bhaskar, R./Collier, A./Lawson, T./Norrie, A. (Hrsg.): Critical Realism. Essential Readings. London und New York: Routledge, S. 144–169.
- Lundborg, T./Vaughan-Williams, N. (2015): New Materialisms, Discourse Analysis, and International Relations. A Radical Intertextual Approach. In: Review of International Studies 41(1), S. 3–25.
- Lungu, S. (2004): Military Modernization and Political Choice. Germany and the US-Promoted Military Technological Revolution during the 1990s. In: Defense and Security Analysis 20(3), S. 261–272.
- Lynch, K. (2014): Why Love, Care and Solidarity Are Political Matters. Affective Equality and Fraser's Model of Social Justice. In: Jóhannesdóttir, A./Ferguson, A. (Hrsg.): Love. A Question for Feminism in the Twenty-First Century. New York und Abingdon: Routledge, S. 173–189.
- Marx, K. (1977): Das Kapital III, MEW 25.
- Mautner, G. (2009): Checks and Balances. How Corpus Linguistics Can Contribute to CDA. In: Wodak, R./Meyer, M. (Hrsg.): Methods of Critical Discourse Analysis. London und Thousand Oaks: Sage, S. 122–143.
- MAXQDA, Software für qualitative Datenanalyse, 1989–2014, VERBI Software. Consult. Sozialforschung GmbH. Berlin.
- Milliken, J. (1999): The Study of Discourse in International Relations. A Critique of Research and Methods. In: European Journal of International Relations 5(2), S. 225–254.
- Morgenthau, H. (1962): Love and Power. In: Commentary 33(3), S. 247–251.
- Nabers, D. (2005): Allianz gegen den Terror. Deutschland, Japan und die USA. Wiesbaden: VS.
- Nachtigall, A. (2012): Gendering 9/11. Medien, Macht und Geschlecht im Kontext des »War on Terror«. Bielefeld: transcript.
- Nonhoff, M. (2011): Konstruktivistisch-pragmatische Methodik. Ein Plädoyer für die Diskursanalyse. In: Zeitschrift für Internationale Beziehungen 18(2), S. 91–107.
- Nonhoff, M./Stengel, F. (2014): Poststrukturalistische Diskurstheorie und Außenpolitikanalyse. Wie lässt sich Deutschlands wankelmütige Außenpolitik zwischen Afghanistan und Irak verstehen? In: Herschinger, E./Renner, J. (Hrsg.): Diskursforschung in den Internationalen Beziehungen. Baden-Baden: Nomos, S. 39–74.
- Oliver, C. (2012): Critical Realist Grounded Theory: A New Approach for Social Work Research. In: British Journal of Social Work 42(2), S. 371–387.
- Olsen, W./Morgan, J. (2005): A Critical Epistemology of Analytical Statistics. Addressing the Sceptical Realist. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 35(3), S. 255–284.
- Otte, M./Greve, J. (2000): A Rising Middle Power? German Foreign Policy in Transformation. 1989–1999. New York: St. Martin's Press.
- Patomäki, H./Wight, C. (2000): After Postpositivism? The Promises of Critical Realism. In: International Studies Quarterly 44(2), S. 213–237.
- Porpora, D. (1993): Cultural Rules and Material Relations. In: Sociological Theory 11(2), S. 212–229.
- Porpora, D. (2001): Do Realists Run Regressions? In: López, J./Potter, G. (Hrsg.), After Postmodernism. An Introduction to Critical Realism. London und New York: The Athlone Press, S. 260–266.
- Pouliot, V. (2010a): The Materials of Practice. Nuclear Warheads, Rhetorical Commonplaces and Committee Meetings in Russian-Atlantic Relations. In: Cooperation and Conflict 45(3), S. 294–311.
- Pouliot, V. (2010b): International Security in Practice. The Politics of NATO-Russia Diplomacy. Cambridge und New York: Cambridge University Press.
- Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung (2010): Bulletin 2009. Bulletin 1996–2008. CD-ROM Version. Berlin.
- Pühretmayer, H. (2010): Zur Kombinierbarkeit von Critical Realism und Poststrukturalismus. Eine Reformulierung der Struktur-Handlungs-Frage. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 39(1), S. 9–26.

- Reckwitz, A. (2002): The Status of the »Material« in Theories of Culture. From »Social Structure« to »Artefacts«. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 32(2), S. 195–217.
- Reisigl, M. (2013): Critical Discourse Analysis. In: Bayley, R./Cameron, R./Lucas, C. (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Sociolinguistics*. Oxford: Oxford University Press, S. 68–90.
- Roos, U. (2010): *Deutsche Außenpolitik. Eine Rekonstruktion der grundlegenden Handlungsregeln*. Wiesbaden: VS.
- Sayer, A. (1992): *Method in Social Science. A Realist Approach*. London und New York: Routledge.
- Sayer, A. (2000): *Realism and Social Science*. London und Thousand Oaks: Sage.
- Sayer, A. (2007): Understanding Why Anything Matters. Needy Beeings, Flourishing and Suffering. In: Frauley, J./Pearce, F. (Hrsg.): *Critical Realism and the Social Sciences. Heterodox Elaborations*. Toronto und Buffalo: University of Toronto Press, S. 240–257.
- Schnieders, B. (2015): *Die deutsch-amerikanischen Beziehungen nach 9/11/01. Eine konstruktivistische Synthese*. Wiesbaden: VS.
- Schröder, G. (2001a): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder zum informellen Treffen des Europäischen Rates am 19. Oktober 2001 in Gent vor dem Deutschen Bundestag am 18. Oktober 2001 in Berlin.
- Schröder, G. (2001b): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder zur Beteiligung bewaffneter deutscher Streitkräfte an der Bekämpfung des internationalen Terrorismus vor dem Deutschen Bundestag am 8. November 2001 in Berlin.
- Schröder, G. (2001c): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder zu den Terroranschlägen in den USA und den Beschlüssen des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen sowie der NATO vor dem Deutschen Bundestag am 19. September 2001 in Berlin.
- Schröder, G. (2002): Rede von Bundeskanzler Gerhard Schröder auf dem Zukunftskongress der IG Metall am 15. Juni 2002 in Leipzig.
- Schröder, G. (2003): Regierungserklärung von Bundeskanzler Gerhard Schröder zur aktuellen internationalen Lage vor dem Deutschen Bundestag am 13. Februar 2003 in Berlin.
- Scott, M. (2001): Comparing Corpora and Identifying Key Words, Collocations, Frequency Distributions through the WordSmith Tools Suite of Computer Programs. In: Ghadessy, M./ Henry, A./ Roseberry, R. (Hrsg.): *Small Corpus Studies and ELT. Theory and Practice*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, S. 47–67.
- Sims-Schouten, W./Riley, S. (2014): Employing a Form of Critical Realist Discourse Analysis for Identity Research. An Example from Women's Talk of Motherhood, Childcare and Employment. In: Edwards, P./O'Mahoney, J./Vincent, S. (Hrsg.): *Studying Organizations Using Critical Realism. A Practical Guide*. Oxford: Oxford University Press, S. 46–85.
- Solomon, T. (2012): »I Wasn't Angry, because I Couldn't Believe It Was Happening«: Affect and Discourse in Responses to 9/11. In: *Review of International Studies* 38(4), S. 907–928.
- Stavrakakis, Y. (2007): *The Lacanian Left. Psychoanalysis, Theory, Politics*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Stubbs, M. (2010): Three Concepts of Keywords. In: Bondi, M./Scott, M. (Hrsg.): *Keyness in Texts*. Amsterdam und Philadelphia: John Benjamins, S. 21–42.
- Tillich, P. (1955): *Liebe, Macht, Gerechtigkeit*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Torring, J. (1999): *New Theories of Discourse*. Laclau, Mouffe, and Žižek. Oxford Blackwell Publishers.
- Virtual Research Associates (VRA) (2010): Events Data 1990–2006, unter: www.vranet.com (Abruf: 25.05.2010).
- Wight, C. (2006): *Agents, Structures, and International Relations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wight, C. (2007): A Manifesto for Scientific Realism in IR. Assuming the Can-Opener Won't Work! In: *Millennium* 35(2), S. 379–398.
- Williams, M. (2009): *NATO, Security and Risk Management: From Kosovo to Kandahar*. London und New York: Routledge.
- Wohlforth, W. (1999): The Stability of a Unipolar World. In: *International Security* 24(1), S. 5–41.

Zimmermann, H. (2006): Von der Lastenteilung zum Sicherheitsexport. Eine funktionale Erklärung der Sicherheits- und Bündnispolitik Deutschlands und Japans. In: Zeitschrift für Politikwissenschaft 16(4), S. 1325–1348.

Anschrift:

Dipl. Pol. Tim Griebel
Institut für Politische Wissenschaft
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg
Kochstraße 4
91054 Erlangen
Email: tim.griebel@fau.de

Reiner Keller / Achim Landwehr / Wolf-Andreas Liebert / Werner Schneider / Jürgen Spitzmüller / Willy Viehöver

Diskurse untersuchen – Ein Gespräch zwischen den Disziplinen

Teil 3a: Diskursive und nicht-diskursive Praktiken, Sprache und Wissen

Wolf-Andreas Liebert

Also ich würde ganz gerne hören, weil ich dies selbst auch nicht auf die Reihe kriege, also etwas zu diesem Problem der Differenzierung von nicht-diskursiven und diskursiven Praktiken.

Werner Schneider

Ich hatte versucht, die Frage nach der Praxis an einem Beispiel deutlich zu machen: Wenn ich ganz allein in eine Kirche hineingehe und gläubiger Katholik bin oder vielleicht auch gar nicht so gläubig, aber so sozialisiert wurde, und – obwohl niemand in dieser Kirche ist – ich es nicht fertigbringe, über die Kirchenschwelle zu gehen, ohne meinen Finger in den Weihwasserkessel zu tauchen, dann hat das aus meiner Sicht keine diskursreproduzierende Wirkung. Als Soziologe könnte ich in dem Moment, wo ich gerade das Kreuz mache, ins Grübeln kommen und mich fragen, ob ich, indem ich das mache, z.B. einen religiösen Disziplinierungsdiskurs der Unterwerfung des Subjekts unter einer Institution reproduziere. Man kann das so denken, aber ich würde sagen, wenn man es so formuliert, dann verunklart man mehr als man klärt.

Wolf-Andreas Liebert

Worum geht es dir, darum dass es nicht beobachtet wird, dass man selbst beobachtet wird oder dass man sich selbst beobachtet. Worum geht es dir jetzt? Also, dass es jetzt eine Kirchengemeinde ist und alle gehen da in die Kirche hinein und man könnte auch sagen, also dieses Ritual wird dann aufgeführt.

Werner Schneider

Richtig! Ich illustriere anhand dieses Beispiels mein Unbehagen gegenüber dieser Schlussfolgerung, dass sich hier ein Diskurs reproduziert, weil es mir nicht einleuchtet, es so zu interpretieren. Und an dem Punkt würde ich vorschlagen, eine Differenz zu machen und zu sagen, ein Diskurs wird reproduziert, wenn man so sagen darf, in der ersten Qualität, wenn es Diskursakteure gibt – also einen Akteur, der aktiv am Diskurs teilnimmt mit einer Äußerung, mit der er beobachtbar vor einem Publikum agiert. Und hier

liegt der Unterschied, wenn ich bspw. als Bürgermeister in die Kirche gehe, die versammelte Kirchengemeinde ist schon drin, und zeige, dadurch dass ich ganz demonstrativ meinen Finger in den Weihwasserkessel tauche, ich bin zwar ein Linker, aber ich bin immer noch traditionell katholisch.

Wolf-Andreas Liebert

Es würde dir ja dann darum gehen, dass da keine Äußerung stattfindet?

Werner Schneider

Es wäre für mich in meinem ›Allein-Beispiel‹ eben eine andere Qualität von Äußerung, wo ich sagen würde, wir sollten darüber nachdenken, ob wir da so unbedarft die Setzung produzieren können, dass damit schon der Diskurs reproduziert würde. Noch dazu, wo möglicherweise aus der Subjektperspektive betrachtet in dem Moment, in dem der Mensch das macht, er zu sich selbst sagt: »Mensch, bin ich blöd, eigentlich bräuchte ich das gar nicht, denn ich stehe ja auch da gar nicht mehr dahinter.«

Reiner Keller

Ich würde jetzt nicht versuchen, dass da ganz herauszunehmen. Aber man muss, so glaube ich, dann Ebenen unterscheiden.

Werner Schneider

Ja!

Reiner Keller

Nun kann man natürlich argumentieren, dass in dem Moment, wo niemand mehr diese Praxis vollzieht, dann hat das für diesen Diskurs Konsequenzen, d.h. für seine Reproduktion oder vielleicht auch nicht, denn er kann ritualistisch immer weiter prozessieren, aber er informiert keine Anwendungspraxis mehr.

Werner Schneider

Ja genau, er kann auch permanent weiter prozessieren, aber er wird nicht mehr vollzogen. Als Soziologe bin ich aber immer auch an der Alltagspraxis der Menschen interessiert.

Reiner Keller

Ich bezeichne solche diskursiv konfigurierten Handlungsvollzüge bzw. Praktiken, also Aufforderungen für Arten und Weisen, dieses oder jenes aus diesen oder jenen Gründen zu tun – etwa im Sinne der von Foucault (1988) untersuchten Technologien des Selbst – als ›diskursgenerierte Modellpraxen‹. Dieses Ritual des Kreuzzeichens so und so zu vollziehen, ist ja vor-geschrieben, und die Frage, ob es tatsächlich vollzogen wird, ist eine Frage, die man über eine Soziologie der Ritualpraxis usw. in den Blick nehmen kann und die auch wichtig ist.

Werner Scheider

Eine Frage, die empirisch zu klären ist, die aber auch in der empirischen Klärung differenzierter als zuvor konzeptioniert werden müsste. Und das ist mein großes Bedenken gegen alle diejenigen Positionen, die behaupten, dies könne man sowieso alles nicht genau trennen und alles ist letztlich Diskurs.

Wolf-Andreas Liebert

Ein anderes Beispiel: Nehmen wir an, es gab ein Seminar an der Uni, ein Seminar, wo die Studenten, da jetzt ihre Hausarbeit machen. Jeder macht hier jetzt die Hausarbeit, jeder für sich alleine. Reproduzieren die nun den Diskurs oder nicht?

Werner Schneider (lacht)

Ja, Ja! Da hast Du eben die ganzen Katholiken, die Du eben gerade sozialisierst. Aber Spaß beiseite: Du sozialisiert sie zu Diskursakteuren im akademisch-wissenschaftlichen Diskurs.

Wolf-Andreas Liebert

Aber auch da kann wieder so ein Selbstzweifel da sein, ob man diese Performance überhaupt machen muss.

Werner Schneider

Mit geht es einfach um ein Unbehagen, das sich bei mir dann einstellt, wenn man hier wie dort sagen würde: Ja, diese jeweilige Praktik reproduziert an sich den Diskurs. Ich glaube, wir brauchen eine Begrifflichkeit, die genau diese Differenzen, die wir gerade umkreisen, ausweist. Als Soziologen würden wir eine ganz platte Soziologie produzieren, wenn wir überall sagen, damit und damit reproduziert sich der Diskurs und setzen das auch gleich synonym mit der Aussage, damit und damit reproduzieren sich die sozialen Verhältnisse. Das mag vielleicht letztlich sogar in meinem Beispiel zutreffen, weil hier scheint es so, als würde die ›Macht der Kirche‹ durch mich bzw. meine Geste bestätigt. Also diese Geste des Bekreuzigens reproduziert die sozialen Verhältnisse. Das ist aber letztlich eine Null-Aussage, denn die sogenannten sozialen Verhältnisse sind ja nichts anderes als die verfestigten Effekte sozialer Praktiken. Sie werden beständig reproduziert oder leicht abgeändert oder radikal in Frage gestellt oder sonst etwas. Und genau das ist der springende Punkt bei meinem Unbehagen, denn zur empirischen Beobachtung dieser Prozesse brauchen wir eine sensiblere Begrifflichkeit als Analyse-Heuristik. Und wenn ich alles unter Diskurs fasse bzw. darauf schon reduziere, gelangt man nie zu einem sensibleren Instrumentarium und zu einer brauchbaren Heuristik. Man würde damit nicht per se der Wirkmächtigkeit von Diskursen etwas entziehen, sondern es geht nur um eine Begriffsheuristik, die in der Beobachtung dieser Prozesse solche Differenzen oder auch Gemeinsamkeiten empirisch besser in den Blick nehmen könnte. Und deswegen meinte ich vorhin, dass für mich, in meinem Denken jedenfalls, diese Differenz nicht so sehr ein theoretisches Grundproblem ist. Ich kann selbstverständlich alle diese theoretischen Turnübungen nachvollziehen, in denen erläutert wird, wenn man den Diskurs-

begriff ernst nimmt, wie weit der quasi in die Praxis, also in die Selbstverhältnisse von Subjekten hineinreicht. Und an der Stelle kann ich natürlich theoretisch setzen: Gibt es eigentlich etwas, was nicht Diskurs ist? Nein, gibt es wohl nicht! Aber an der Stelle wird es dann auch irgendwo schwierig, weil, wie Du es vorhin erläutert hast, Reiner, wir dann im Prinzip ein Programm von Diskursanalyse aufgebaut haben, wo man sofort sagen kann, man redet hier nicht mehr von Diskursanalyse, sondern von Soziologie schlechthin. Also das ist alles Soziologie, von vorne bis hinten. Nichts was nicht in den Blick genommen werden könnte, bei dem, was Du da skizzierst hast. Der Diskurs als theoretisches Konzept erschließt das Soziale schlechthin ... – ich bezweifle das.

Reiner Keller

Nein, ich glaube, das ist jetzt ein Missverständnis. Ich betone, dass ›Diskurs‹ nur eine spezifische Perspektive, eine Fragerichtung auf einen abgegrenzten Gegenstandsbereich ist, und man kann viele Gegenstände der Soziologie eben auch unter der Perspektive Diskurs in den Blick nehmen, aber das heißt nicht, dass das die allein relevante Perspektive ist. Diskursforschung muss spezifisch sein – sonst macht Diskursforschung meines Erachtens keinen Sinn. D. h. sie interessiert sich nur für einen ausgewählten Bereich des ›Sozialen‹: einen jeweils abgrenzbaren Zusammenhang von Aussagen bzw. eine zusammenhängende Aussagepraxis auf institutioneller oder organisatorischer Ebene der Gesellschaft, die Wirklichkeit für uns konstituieren. Es gibt nicht DEN Diskurs, sondern »Diskurse«, die mitunter in Konkurrenz und Konflikt stehen, und die eine spezifische Form der gesellschaftlichen Prozessierung von Wissen, der Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken darstellen. Dieser Bereich steht in Beziehung zu anderen gesellschaftlichen Phänomenen, worauf schon Foucault in seinen nachträglichen Erläuterungen zur Archäologie hinwies (Foucault 2002), und dessen Elemente auch unter anderen Perspektiven und Fragestellungen analysiert werden können, etwa durch Organisationsforschung, Systemtheorie, Bourdieusche Feldtheorie usw.. Mit Begriffen wie Modellpraxis geht es mir darum, Anschlussfähigkeiten für bspw. ethnographische Untersuchungen herzustellen, die dann konkrete Umsetzungsprozesse in den Blick nehmen und vor dem Kurzschluss bewahren, wir könnten automatisch vom analysierten Diskurs auf die darin adressierte Praxis schließen. Sofern die Adaption von Modellpraktiken oder auch empirische Formen der Subjektivierung, also die Folgen, aber auch Praktiken der Diskursproduktion unter der Referenz ›Diskurs‹ in den Blick genommen werden, spreche ich bspw. seit langem von Diskursethnographie (Keller 2011, S. 260 ff.). ›Diskursgenerierte Modellpraxis‹ beschreibt das diskursiv konstituierte Modell, etwa die von Foucault (1989a, 1989b) analysierten »Technologien des Selbst«, die ja wie Webers Protestantische Ethik eine Analyse von Texten und dort idealtypisch vorgeschlagenen Verhaltensweisen sind, aber keine Untersuchung von Praxisvollzügen. Die Untersuchung der Ritualpraxis kann auch völlig anders betrieben werden, wenn etwa die eingesetzten Objekte usw. in den Blick kommen. Sie ist dann sicherlich nicht Diskursforschung – aber man kann sie sehr wohl dazu in Beziehung setzen; die Analyse konkreter Subjektivierungsweisen kann die unterschiedlichen Adaptionen zeigen, die ein gewisses Modellsjekt (etwa das ›unternehmerische Selbst‹) von dem Ulrich Bröckling (2007) spricht, in der alltäglichen Lebenswelt erfährt.

Es ist meines Erachtens in erster Linie wichtig, die Soziologie, welche Diskurse zum Gegenstand wählt, weiter zu festigen. Das heißt zu sagen, bei Diskursen handelt es sich tatsächlich um eine reale und folgenreiche Praxis, die soziologisch erst einmal für sich und dann in ihren Voraussetzungen und Effekten zu betrachten wäre. Dafür brauchen wir eine angemessene Methodologie und methodische Umsetzung. Der zweite Punkt ist die Annahme, dass das, was da irgendwo passiert, bspw. in dieser oder jener Organisation, ohne Rekurs auf den diskursiven Vorlauf oder Kontext eben nur unvollständig analysiert werden kann, und dass das zumindest reflektiert werden sollte. Und man wird in der Soziologie immer den Vorwurf haben, also wenn ich über Müllpolitik und die öffentlichen Debatten spreche, dann bekomme ich immer den Vorwurf: »Ja, aber was hat das nun gebracht, hat es irgendwelche Spuren hinterlassen?« Oder, es heißt in dem Moment, man habe erfahren, wie man Texte in den Medien bzw. der Öffentlichkeit und anderen Arenen lanciert, und das war's. Doch was hat es jetzt gebracht? Dann kommt es darauf an, den Schritt auch durchaus zu gehen und zu sagen, nun ja, wir haben aber doch heute eine ganz andere Praxis der Mülltrennung. Und wir sind in eine bestimmte Praxis hineingezwungen, also haben etwa neue Kategorien und Klassifikationen, Trennbehälter, dauernde Gewissensentscheidungen usw. Also solche Effekte mit in den Blick zu nehmen – das fasse ich unter dem Begriff der ›Dispositive der Weltintervention‹ –, das ist durchaus auch eine Aufgabe der Diskursforschung, aus meiner Sicht. Man kann entsprechende Phänomene soziologisch, historisch, politikwissenschaftlich auch anders angehen, das bleibt ja unbenommen.

Werner Schneider

Also sozusagen diese Selbstzwänge. Ja, also meine Mutter sagt bspw., sie habe gestern diesen Bericht im Fernsehen gesehen von der Müllverbrennungsanlage, wo gezeigt wird, dass alles von der gelben Tonne bis zur braunen, alles wird in die gleiche Klappe hineingeschmissen, aber sie bringt es dann trotzdem nicht übers Herz mit der Trennung aufzuhören.

Jürgen Spitzmüller

Da bist Du jetzt wieder beim Kirchenbeispiel?

Werner Schneider

Ja, ich denke, soweit muss es gehen, denn da wird es soziologisch interessant. Es sind im Prinzip genau solche Beispiele.

Wolf-Andreas Liebert

Also ich denke es ist einfach zu wenig zu sagen, es ist jetzt keine Revolution des Diskurses. Also irgendetwas ist ja dieser Zweifel, der da auch wichtig ist. Und die Frage ist wichtig, ob es darum geht, ob jetzt jemand allein sozusagen das macht, wenn er davon überzeugt ist, so sage ich mal, also der geht hin, er bekreuzigt sich und führt ein komplettes Ritual durch. Also würde der den Diskurs dann reproduzieren, oder nicht? Und zwar auch dann, wenn er allein wäre? Dieses Alleinsein wäre für dich das Kriterium?

Werner Schneider

Nicht das Alleinsein, sondern lediglich der praktische Vollzug, also das bloße Tun, das reine ›doing‹, also da würde ich sagen, da wäre ich vorsichtig, das sofort einfach über diesen einen Kamm der gesetzten Diskursreproduktion zu scheren, also dann zu sagen, das ist alles gleichermaßen Diskurs. Da muss man fragen, woher kommt denn dieser ›praktische Vollzug‹. Welche Reflexivitätsvorgaben stecken hinter dieser Praktik? Welche Folgen hat dieses Tun? etc. Ansonsten habe ich das Problem, dass mir fruchtbare Differenzierungen abhanden kommen, da ich glaube, dass es ein ganzes Spektrum von »etwas zu tun« (doing) gibt, das wir gar nicht einfach so als »tun« fassen können. Geschlecht ist ja bekanntlich ein schönes Beispiel. Es gibt sozusagen fast kein doing gender mehr im Sinne eines geregelten, unreflektierten, weil selbstverständlichen Tuns, weil uns das Projekt ›Sensibilisierung bezüglich doing gender‹ in den letzten dreißig Jahren so eindringlich vermittelt wurde, dass alles was wir tun und mit Geschlecht zu tun haben könnte, gar nicht mehr doing gender ist, also man gar nicht mehr so einfach tun kann. Das hat natürlich was mit Diskursen zu tun, aber ist aus meiner Sicht nicht identisch mit Diskursreproduktion. Und das wären eigentlich die Differenzen, wo ich glaube, dass es für mich in der Soziologie und in der soziologischen Denkweise interessant wäre, sie in den Blick zu nehmen und da scheint mir, dass diese diskurstheoretische Setzung, also alles ist Diskurs, theoretisch zwar durchaus plausibel erscheint, aber eben für die praktische Analyse nicht so sehr hilfreich ist. Ich folge da Reiners Differenzierungsvorschlag zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken

Reiner Keller

Also das Problem, dass alles Diskurs ist oder Diskurs ist alles, also vielleicht sehe ich das auch falsch, aber eigentlich sind wir da bei dem Verständnis von Laclau/Mouffe (2012), bei dieser Tradition und dem, was dann da poststrukturalistisch rezipiert wird. Ich denke, sie nehmen den Begriff Diskurs bzw. das Diskursive für das, was wir in der Soziologie als Sinnvermitteltheit menschlichen Weltzugangs bezeichnen. Weder hat Foucault das behauptet, noch alle anderen Positionen, die ich kenne, oder?

Werner Schneider

Ja, die Position von Laclau/Mouffe (2012) z.B. kann man unterschiedlich lesen, also ich würde die nicht so lesen, dass sich daraus für mich in meiner soziologischen Denkweise zwangsläufig ergibt: Ich darf mein Begriffsinstrumentarium nicht weiter sensibilisieren, um das mal vorsichtig auszudrücken. Und es müsste mir jemand erläutern und begründen, dass, wenn ich diese Unterscheidung von nicht-diskursiven und diskursiven Praktiken einziehe, damit dann wichtige Dinge nicht nur nicht in den Blick genommen werden können, sondern ich mir sogar den Blick auf wichtige Dinge verstelle.

Jürgen Spitzmüller

Das hängt aber doch dann wieder sehr stark vom Begriff ab! Wenn man wie du, Werner, von »reproduzieren« spricht, impliziert das, dass es »den Diskurs« gibt, der die Praktiken steuert. Ich würde dem entgeghalten, dass die Praktiken umgekehrt den Diskurs pro-

duzieren und »außergewöhnliche« Praktiken somit den Diskurs verändern. Der Diskurs ist das Resultat der Praxis und nicht ein exopragmatisches, vorab abstrahierbares Muster; das heißt, Praktiken produzieren Diskurs und reproduzieren ihn nicht. Vielleicht habe ich aber das Gegenbeispiel einfach nicht verstanden.

Wolf-Andreas Liebert

Das Beispiel war, wenn jetzt jemand in die Kirche geht und dann das Ritual des Sich-mit-Weihwasser-Besprengens aufführt, selbst aber im Zweifel und allein ist.

Werner Schneider

Ich hatte versucht, an dem Beispiel Folgendes deutlich zu machen bzw. zu problematisieren: Man ist selbst religiös oder auch nicht, egal. Und man ist allein in der Kirche und weil man vielleicht die ersten fünf Lebensjahre so sozialisiert wurde, taucht man den Finger als Katholik unwillkürlich in den Weihwasserkessel und möchte dann das Kreuz machen, zögert aber und kommt dann ins Grübeln und denkt, was mache ich denn hier für einen Quatsch, ich möchte und muss das eigentlich gar nicht tun. Und damit ist die Situation auch schon rum. Wenn ich dieses Tun jetzt als soziologischer Beobachter sehen würde, würde man dann an der Stelle einfach sagen, also hier haben wir jetzt ein Beispiel dafür, wie sich ein Diskurs reproduziert oder wie ein Diskurs etwas produziert? Ich hätte jetzt an diesem Beispiel mein Unbehagen geäußert und gegen diese Schlussfolgerung argumentiert, weil es mir nicht einleuchtet, das so zu interpretieren oder theoretisch zu deuten. Also die Frage ist, ob das, was da passiert, gewissermaßen nur durch Diskurse erklärbar ist. Dann haben wir versucht noch weitere Beispiele zu finden und diese diskutiert, und ich hätte jetzt gesagt, wenn ich dieses Tun analytisch als eine nicht-diskursive Praxis bezeichne und sie von dem Beispiel des Bürgermeisters abhebe, der vor der Gemeinde seinen Finger in Weihwasser taucht und sich bekreuzigt, um damit eine Aussage zu signalisieren, dann könnte man sagen: ok, da ist jetzt dieser Bürgermeister ein Diskursakteur, denn er nimmt aktiv an dem Diskurs teil und versucht eine bestimmte Positionierung zu demonstrieren.

Achim Landwehr

Da sind wir doch unter Umständen bei anderen Verständnissen von Diskursen angekommen. Hier geht es ja um die Frage Intentionalität oder Nicht-Intentionalität. Also ich oute mich jetzt mal als jemand, der den Unterschied zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken nicht nachvollziehen kann, in der Tat im Sinne von Laclau/Mouffe (2012). Ich sehe nicht, dass es – und es gibt dieses Zitat bei Laclau/Mouffe – eine Handlung geben könnte, die nicht konstitutiv für mindestens einen Diskurs ist, egal ob dies intentional oder nicht-intentional ist. Auch bei dem Kirchgänger, der kopfschüttelnd aus der Kirche heraus geht und sich fragt: »Was mache ich hier eigentlich gerade?« Selbst *das* ist ja schon wieder konstituierend für welchen Diskurs auch immer. Das müsste man dann sehen. Es geht ja nicht darum, wie du das gerade gesagt hast, Diskurs als übermächtige Hintergrundfolie zu konzeptualisieren und zu fragen, inwieweit die Marionetten da mitspielen oder nicht, sondern, wenn wir es mit der Konstitution von Wissens- und

Wirklichkeitsformen zu tun haben, dann lässt sich natürlich auch die Verweigerung einordnen, was weiß ich, als Atheismus, kirchlicher Überdruß, Vernachlässigung, Dechristianisierung, oder wie man das auch immer bezeichnen möchte. Also zumindest mir ist dieser Unterschied, je länger ich darüber nachdenke, immer weniger plausibel, und mir ist nicht klar, wie man irgendwelche Praktiken finden kann, die nicht zur Konstitution von welchen Wissens- und Wirklichkeitsformen auch immer beitragen.

Jürgen Spitzmüller

Ich würde noch ergänzen, dass das Verhalten in Bezug stehen muss zu einer sozial konstituierten Wirklichkeit. Selbst wenn sich das Individuum von Konventionen abgrenzt, dann grenzt es sich ja selbst offensichtlich ganz bestimmt von Konventionen ab; es setzt sein eigenes Handeln in Bezug zur sozial konstituierten Welt. Ich tue mich auch schwer damit, dass es eine Form von Handeln geben soll, die außerhalb des Sozialen steht.

Willy Viehöver, Werner Schneider und Reiner Keller (einstimmig und gleichzeitig)
Genau das ist das Missverständnis – das behauptet ja auch niemand!

Wolf-Andreas Liebert

Die Aussage, Diskurs sei gleich »Soziales«, versuchen wir gerade in Frage zu stellen. Das hat Werner Schneider ja vorher gesagt, das war mir auch nicht klar. Er hat ja vorher gesagt, der einsame Kirchgänger reproduziert nicht den Diskurs – und Diskurs kann man ja so und so auffassen –, sondern die sozialen Verhältnisse, und das war ein wichtiger Unterschied für die beiden Beispiele, die Werner Schneider eben ausgeführt hat.

Reiner Keller

Das haben wir ja gesagt und es ist ja immer Teil einer gesellschaftlich strukturierten sinnhaften Wirklichkeit, einer symbolischen Ordnung oder wie auch immer man das nennen will. Und auch die Gegenposition, also auch die Verweigerungen sind daran orientiert. Dafür würde ich nur nicht den Begriff Diskurs nehmen, weil ich Diskurs als spezifischen Ausschnitt setze. Aber nicht als das Ganze. Das Ganze heißt für mich symbolische Sinnwelt oder Lebenswelt. Das sind sozusagen die verschiedenen Vokabularien, die in der Soziologie seit 100 Jahren oder seit 70 Jahren bestehen, um genau das zu bezeichnen, also diese Sinnhaftigkeit zu bezeichnen.

Achim Landwehr

Und woraus besteht diese symbolische Sinnwelt? Wie konstituiert sie sich in ihrer Gesamtheit, wenn nicht durch Diskurse (bricht ab)?

Reiner Keller

Wenn ich hier etwas verkürzt von symbolischer Sinnwelt rede, dann meine ich das Gesamt der Wirklichkeit, so wie sie durch menschliche Sinnsetzung im Deuten und Handeln bzw. in Interaktionen aufgebaut wird, historisch und je aktuell. Sie besteht, wenn wir da ganz basal sind, und bezogen auf die Perspektive, an die ich anschließe, also an die

Perspektive von Alfred Schütz (Schütz 1993; Schütz/Luckmann 2003), aus dem, was dort als »kollektive Wissensvorräte« und »Wirklichkeit des Alltags« bezeichnet wird, oder, in Begriffen von Mead (1973), aus einem System signifikanter Symbole. Berger/Luckmann (1980) haben beschrieben, wie man sich das als Prozess in seiner grundlegenden Entstehung exemplarisch denken kann, und zwar über die Stadien von wechselseitiger »Typisierung« von Handlungen, deren »Habitualisierung«, »Routinisierung«, »Externalisierung« und so weiter. Ich würde sagen, die symbolischen Sinnwelten konstituieren sich zum Teil aus diskursiven Konstruktionen – das ist eine Ebene, aber es gibt auch noch andere, die will ich nicht ausschließen. Zum Beispiel: »Fahrradfahren können« ist ein körpergebundenes Wissen. Das kann natürlich theoretisiert sein und es gibt eine ganze Pädagogik des Fahrradfahrens. Das kann Gegenstand von diskursiven Prozessen werden, also Gegenstand von diskursiven Wissenszuständen. Aber das ist möglicherweise auch einfach etwas, wofür in der Soziologie Begriffe wie tradiertes Körperwissens, Körper Routinen, Körpertechniken benutzt werden. Wenn ich zurückgehe in andere Kulturen, die nicht diesen Grad an Expertisierung und Schriftlichkeit haben, dann habe ich Techniken des Baumfällens, da würde ich sagen, das sind keine Diskurse, sondern routinisierte Praktiken in bestimmten Handlungsfeldern. Und um solche Sachen dann im Blick zu halten, sagen wir, wir machen da besser eine Unterscheidung.

Werner Schneider

Kurz – um es in einem Satz auf den Punkt zu bringen – worauf wir abzielen: wir wollen uns irgendetwas als Denktion erhalten, was noch nicht oder nicht mehr Diskurs ist oder aus unserer Sicht sein kann.

Achim Landwehr

Die Intention verstehe ich, aber es bleibt mein Problem: Du bringst Beispiele wie Fahrradfahren oder Baumfällen. Gut, aber selbst dabei glaube ich nicht, dass diese diskursfrei oder sinnentleert sind.

Reiner Keller

Das glaube ich auch nicht! Ich würde auch sagen, die sind nicht sinnentleert, aber ich würde dafür nicht den Begriff des Diskurses benutzen.

Jürgen Spitzmüller

Was bei mir immer noch nicht klar ist: Wo beginnt eine Handlung dann, diskursiv zu werden?

Achim Landwehr

Also du hast die Grenze, so hab ich das verstanden, bei der Intention fest gemacht.

Werner Schneider

Nein, nicht bei der Intention, sondern bei der Praxis der Darstellung.

Willy Viehöver

Ich wollte nur nochmal daran erinnern, das hattet ihr beide jetzt gerade auch noch einmal angesprochen, Sarasin (2003) hat mal über Foucault gesagt, er hätte keine Diskursanalyse der Signifikanten im Sinn gehabt, sondern eine Diskursanalyse der Signifikate. Diesbezüglich findet bei den Franzosen üblicherweise ein zweigliedriges Symbol- bzw. – je nach Schule – ein Zeichenbegriff Verwendung. Also du hast einen Signifikanten – etwa das Lautbild, Sinnesbild oder Zeichen SKALPELL und etwas, das damit bezeichnet wird, das Signifikat also. Das kann ein materielles Objekt sein, das Fahrrad wie wir es eben hatten, als ein materiales Objekt oder etwa das medizinische Instrument *Skalpell*. Dies materielle Objekt ist natürlich nicht in diesem Sinne Diskurs, aber doch immer eingebunden in all diese diskursiven Praktiken und nur da kann es dann eine diskursive Funktion erhalten und zur Ordnung von Begriffen, Dingen und ihren Gebrauchsweisen beisteuern. Nehmen wir ein anderes Beispiel, das der Schönheitschirurgie etwa: hier gehorchen die Schnittmuster der ästhetischen Chirurgen sicherlich einer diskursiven Logik. Ich will kurz dabei bleiben, denn mir scheint, dass hier das eben diskutierte Problem aufscheint. Gibt es dort eine Grenze oder keine, zwischen dem Diskursiven und dem Nicht-diskursiven? Ich habe ein Problem damit und weiß zugleich noch nicht genau zu benennen, wo es liegt. Ich zitiere einmal den folgenden Satz, Hannelore Bublitz geht dabei auf Judith Butler ein und sie bezieht sich implizit auf die Sex-Gender-Dichotomie, die ja durch Butler im Grunde diskursiv eingerissen bzw. grundlegend problematisiert wurde. »Der Körper entsteht durch die Norm, er *ist* die Norm bzw. ein Normeffekt, er geht ihr nicht voraus. Butler hebt damit die Trennung von *sex* und *gender* auf und führt *sex* in *gender* zurück. Der Körper selbst ist für Butler ein Stück Gesellschaft, das sich im Körper manifestiert und zugleich als Natur erscheint« (Bublitz 2002, S. 40).¹

Und das ist die Stelle, die ich für problematisch halte, weil hier die Grenze zwischen dem diskursiven und nicht-diskursiven aufgelöst ist. Kann man wirklich sagen, der Körper *sei* die Norm. Ist denn das diskursiv konstituierte Schnittmuster das Schneiden selbst? Also aus meiner Sicht stellt die Äußerung, der Körper *ist* die Norm, schon auf *Obligation* und nicht auf *Wunsch* und *Optativ* ab, also auf unterschiedliche Formen und Modi der Materialisierung. Wenn man aber sagt durch Zitieren würde etwas materialisiert werden, dann wird das sehr missverständlich und vielleicht ist das ein Grund hier analytisch auf zwei Formen von Praktiken zu insistieren, auch wenn man der Ansicht bleiben kann, dass man die Einbettung der nicht-diskursiven Praktiken in Diskurse immer mitdenken

1 Bei Butler heißt es vorsichtiger wie folgt: »Das ›biologische Geschlecht‹ ist demnach also ein regulierendes Ideal, dessen Materialisierung erzwungen ist, und zu dieser Materialisierung kommt es (oder kommt es nicht) infolge bestimmter, höchst regulierender Praktiken. Anders gesagt, das ›biologische Geschlecht‹ ist ein ideales Konstrukt, das mit der Zeit zwangsweise materialisiert wird. Es ist nicht eine schlichte Tatsache oder ein statischer Zustand eines Körpers, sondern ein Prozeß, bei dem regulierende Normen das ›biologische Geschlecht‹ materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen. Daß die ständige Wiederholung notwendig ist, zeigt, daß die Materialisierung nie ganz vollendet ist, daß die Körper sich nie völlig den Normen fügen, mit denen ihre Materialisierung erzwungen wird.« (Butler 1995, S. 21)

muss. Natürlich ist das Führen des Skalpells als solches kein Diskurs, aber die Schnittmuster, nach denen das Skalpell vom Arzt geführt und der Körper geformt wird, die werden von irgendjemanden nach einem bestimmten Code gemacht, die werden also immer wieder in diskursiven Praktiken konstituiert und sie unterliegen der Veränderung. Aber das Führen des Skalpells am Körper aus Fleisch, Blut und Silikon ist analytisch gesehen eine nicht-diskursive Praxis. Es ist nicht Diskurs, obschon noch eine Praktik. Und dann ist es immer noch so, dass etwa die Nase oder was weiß ich, was immer verändert wird, die wird nach Maßgabe diskursiver Praktiken durch das symbolische Netz der Deutungen und Bedeutungen usw. »geformt«. Es ist in dem Sinne, da neige ich auch eher dem zu was du (Reiner Keller) gesagt hattest, ein Skalpell als solches ist eingebunden in eine sinnhafte, bedeutungsvolle Ordnung, die diskursiv produziert wird und die wir nicht aus dem Blick verlieren dürfen. Aber in so einer Definition, die auch prozessorientiert ist, scheint mir so etwas wie das Problem einer sinnvollen Grenzziehung auf. Es scheint mir zumindest sichtbar zu machen, dass es Sinn macht zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken noch zu unterscheiden, obwohl ich dann auch immer sofort sagen würde: Es gibt natürlich immer schon eine Diskursgeschichte, die jeder neugeborene verkörperte Mensch zunächst einmal gar nicht entkommen kann. Und deswegen: welche Objekte und nicht-diskursive Praktiken (den Finger ins Weihwasser tauchen, das Führen des Skalpells) auch immer darin eingebunden sind, man kann sie aus der Sicht menschlicher Gesellschaften gar nicht als außerdiskursiv bezeichnen.

Jürgen Spitzmüller

Das ist dann ja nicht außerdiskursiv, es ist einfach nicht *homogen*. Ich kann vielleicht damit einverstanden sein, wenn man solche basalen Handlungen wie das Atmen als *nicht-diskursiv* bezeichnet. Wir *müssen* atmen, damit wir nicht ersticken.

Achim Landwehr

Wir können gar nicht *nicht* atmen.

Werner Schneider

Aber *wie* atmen wir?

Reiner Keller

Wir müssen ja atmen, um zu sprechen und zu leben, aber mich interessiert in der Diskursforschung nicht, wie SprecherIn X oder Y beim Sprechen atmet und lebt. Mich interessiert vielleicht, welche Expertendiskurse über Atemtechniken geführt werden, aber das wäre ein anderes Thema. Ich will versuchen, das noch einmal an einem anderen Beispiel klar zu machen. Ich denke, dass jedes Handeln, Tun, Praxis etc. in Diskurse einbezogen, zu deren Gegenstand werden kann. Dann benutze ich den Diskursbegriff um zu sagen, das sind historisch situierte, mehr oder minder weiter ausgreifende Prozessierungen von Wissen und Sprache über einen Gegenstand, der dadurch *konstruiert* wird. Aber ich würde sagen, dass »Diskurse« (im PLURAL) immer ein spezifischerer Ausschnitt des Ganzen, wenn man so will: der Gesamtheit statthabender Kommunikationen sind (Kel-

ler/Knoblach/Reichertz 2013). DER DISKURS ist ein Begriff, der für mich sehr schwierig ist. Also das ist für mich eher die Ebene: Gesellschaften produzieren eine symbolische Ordnung, stellen symbolische Ordnungen her – das ist sozusagen die Grundebene. Jetzt aber nochmal ein Beispiel, was alles noch komplizierter macht, weil es noch eine weitere Differenzierung in die Frage der Praktiken einführt: Also wenn man sagt, so eine Angelegenheit wie unser Treffen hier, das ist Teil eines wissenschaftlichen Diskurses über Diskurse usw. Dann muss ich in Rechnung stellen, dass ihr alle mit dem Zug hierher kommen könnt, dass ihr alle in der Lage seid euch eine Fahrkarte zu kaufen, dass ihr den Zug benutzt usw., dass ihr sozusagen ein Orientierungswissen im Raum habt. Das würde ich in Bezug auf den Diskurs, den wir hier thematisch haben, immer als eine nicht zu diesem Diskurs gehörige Praxis, hier eben eine Mobilitätspraxis bezeichnen. Die ist Teil von Netzwerken, Infrastrukturen, Diskussionen und Diskursen über moderne Mobilität, ok, aber dann interessiere ich mich mit einer ganz anderen Fragestellung für das, was hier passiert. Aber für mich macht es keinen Sinn, diese unser Treffen ermöglichende Mobilitätspraxis als Bestandteil der diskursiven Praxis im Rahmen dieses Diskurses zu behandeln. Wir sind jeder alleine hergefahren und haben dabei was weiß ich getan. Und wir tun das auch, wenn wir zu einem Konzert wollen. Es ist also nicht spezifisch für diese unsere heutige Praxis. Wir müssen solche Grenzen der Relevanz ziehen, um überhaupt Forschung betreiben zu können.

Achim Landwehr

Also vielleicht hängt damit jetzt auch der disziplinäre Hintergrund zusammen. Vielleicht fasse ich das auch deshalb weiter, weil sich das in der historisch längerfristigen Perspektive dann doch noch ein wenig anders gestaltet und bestimmte Selbstverständlichkeiten und gewisse Praktiken in ihrer diskursiven Konstituiertheit nochmal deutlicher werden. Ich meine: Das Beispiel, das du gerade genannt hast; natürlich handelt es sich um eine Mobilitätspraxis, aber diese Praxis des Fahrkartenkaufens, des In-den-Zug-Steigens ist eben nicht nur ein reines Tun, sondern ist hundertprozentig konstitutiv für Diskurse. Und deshalb bin ich jetzt auch ein wenig hängengeblieben bei dem Beispiel Baumfällen, denn wir haben es mit vermeintlich völlig banalen Tätigkeiten zu tun. Und wenn man sie in ihrer historischen Langfristigkeit beobachtet, dann sieht man eben wie die gleiche Handlung mit völlig unterschiedlichen Wissensformen und – nach meinem Dafürhalten – diskursiv produzierten Wissensformen verbunden sind. Und genau dann ist Baumfällen nicht gleich Baumfällen und Zugfahren ist auch nicht gleich Zugfahren. Zugfahren im 19. Jahrhundert ist natürlich etwas ganz anderes als Zugfahren heute. Das hängt nicht damit zusammen, dass die Züge schneller werden und dass wir anders Fahrkarten kaufen oder sonstiges tun, sondern weil sich der Diskurs um das Zugfahren tatsächlich verschoben hat. Und deswegen würde ich sagen, ist für mich diese Grenze in der Tat nicht festzumachen. Ich könnte nicht sagen, wo der Diskurs aufhört und wo die Praxis anfängt. Allein deswegen würde ich diesen Unterschied einreißen wollen.

Jürgen Spitzmüller

Was ich noch nachfragen will: Werner, du hast von *Aufführungen* gesprochen. Was für ein Aufführungskonzept habt ihr? Wir haben ja schon über Authentizität gesprochen; also performativ versus nicht-performativ. Doch was macht hier die Aufführung zur Aufführung und inwieweit ist Aufführbarkeit oder Aufführungspraxis für euch konstitutiv für Diskurs?

Werner Schneider

Die Menschen tun das, was sie tun und wie sie es tun, auf der Grundlage des ihnen zuhandenen Wissens. Sie handeln – symbolisch interaktionistisch gesehen – aufgrund von Bedeutungen, die die Objekte, auf die bezogen sie handeln, für sie haben. Somit ist Baumfällen nicht gleich Baumfällen, je nachdem wer wo wie und wozu welchen Baum fällt, wer dabei mithilft, zusieht usw. Die Frage ist ja nur – und da bin ich wieder bei der Darstellung oder bei der Praxis, wie wir sie vorhin diskutiert haben: Gibt es bei diesen unterschiedlichen Bedeutungskontexten, die verschiedene Situationsdefinitionen, die das Baumfällen haben kann, bei denen der man sagen kann, das ist der Einsatz des Diskursbegriffs, wie wir ihn gebrauchen, analytisch weiterführend oder nicht. Und dabei geht es mir auch nicht um Intentionalität per se – vielleicht kommt man da eher ran, wenn man in der Weberschen Tradition zwischen subjektiv gemeintem und objektiv gegebenem Sinn unterscheidet. Bei meinem Beispiel, jetzt dem in der Kirche, interessiert mich ehrlich gesagt weniger der subjektiv gemeinte Sinn, aber ich würde sagen, vom objektiv gegebenen Sinn dessen, was da passiert her gesehen, kann ich ehrlich gesagt keinen Diskursbeitrag erkennen. Außer mir geht es um die Analyse von Selbstverhältnissen als Folge von diskursiv prozessierten Wissensordnungen und daraus resultierenden Herrschaftsstrukturen. Es geht mir also nicht um eine kategorische Differenzsetzung oder gar um irgendwelche Essentialisierungen, sondern nur um ein Instrumentarium, um eine analytische Heuristik. Und da würde es für mich analytisch eben einen wichtigen Unterschied machen, den ich in den Blick nehmen möchte, in welchem Kontext, in welcher Situationsdefinition jemand einen Baum fällt. Tut er es z.B. in der Vorstellung, dass er das nur tun darf, wenn er mittels eines Rituals beim Fällen die Waldgeister besänftigen muss, oder in dem Bewusstsein, dass er für sich und seine Nomadengruppe, der er angehört, beginnt, eine Lichtung zu roden, um den Winter zu überstehen, oder macht er es z.B. als Profi aus Sicherheitsgründen für Parkbesucher. Hier jedes Mal analytisch einfach ranzugehen und einen Diskursbeitrag zu sehen, eine diskurskonstituierende Praxis, verflacht aus meiner Sicht das Konzept ›Diskurs‹ als Erkenntnisinstrument.

Achim Landwehr

Das ist eben *nicht* nur bloßes *Tun*, und so habe ich Reiner auch nicht verstanden. Selbst der Versuch den Wald zu schützen, um ihn dann auszuroden, damit da ein bisschen mehr Luft und Licht rankommt, das ist eben nicht nur bloßes *Tun*. Vielleicht liegt es dann doch an der Perspektivierung. Ich muss nicht jedes Handeln aus diskursiver Perspektive fassen, man kann das natürlich auch durchaus anders tun. Aber wenn man es mit diskur-

siver Perspektive tut, dann würde ich sagen, gibt es kein Handeln, das nicht *auch* diskurskonstituierend ist. Mich können auch völlig andere Dinge daran interessieren, dies ist gar keine Frage. Von daher ist es für mich auch immer ganz zentral herauszustellen, dass man Diskurse nicht essentialisiert – eigentlich banal, aber gerade bei solchen Diskussionen besteht immer die Gefahr zu sagen: »Ja, irgendwo muss ja der Diskurs dann sein, den muss ich ja irgendwo finden.« Wenn mich das interessiert, dann würde ich dem zustimmen, weil man immer eine Verbindung herstellen kann, die mehr oder weniger plausibel oder mehr oder weniger naheliegend ist. Aber das muss nicht sein! Man kann das Baumfällen, das In-die-Kirche-gehen und das Zugfahren natürlich auch unter ganz anderen Perspektiven in den Blick nehmen.

Werner Schneider

Das ist aber keine Lösung, irgendwelche anderen Perspektiven nun ins Feld zu führen, wenn man unter Perspektiven andere theoretische Sichtweisen versteht. Denn wir sagen, wir wollen *in* der Diskursanalyse die analytische Differenzierung herstellen. Du sprichst jetzt davon, dass man keine Diskursanalyse macht.

Achim Landwehr

Nein, deswegen sage ich, wenn man es unter diskursanalytischer Perspektive macht, dann gibt es meinem Dafürhalten nach keine Praxis, die nicht auch diskurskonstituierend wäre. Wir können jetzt jede Menge Beispiel durchspielen.

Wolf-Andreas Liebert

Das sind ja zwei Ebenen. Das eine ist, denke ich, wenn man sich unter forschungspraktischen Gesichtspunkten darüber unterhält. Da ist es überhaupt kein Problem zu sagen, wir lassen mal die Mobilität des Zugfahrens hier weg, um das zu betrachten. Das ist hier egal. Das ist forschungspraktisch immer gerechtfertigt ...

Jürgen Spitzmüller

... oder umgekehrt: Wir sagen, wir sehen uns jetzt mal das Zugfahren unter dieser Perspektive an ...

Wolf-Andreas Liebert

... genau! Da hängt es von der Zielsetzung ab, und es ist wirklich eine forschungspraktische Sache. Wenn ich sage: »Das beziehe ich ein, das beziehe ich nicht ein.« Hier ist es aber gerade wichtig den Mobilitätsdiskurs einzubeziehen, wenn es hier eine bestimmte Rolle spielt, in dem, was mich interessiert. Von der theoretischen Seite her gesehen, da sieht es schon wieder anders aus. Es sind einfach disziplinäre Voraussetzungen, die hier verschieden sind. Ich kann es hier für die Linguistik nur noch einmal sagen: Die Linguistik hat sich schon immer mit Soziologie und Sozialwissenschaften auseinander gesetzt, sie hat aber letztendlich kein eigenes Konzept gehabt, was von der Sprache auf soziale Verhältnisse gegriffen hat. Und der Diskurs ist nun im Prinzip eine Art, ich will jetzt nicht sagen universalistisches Prinzip, aber ein sehr weitreichendes Konzept, in dem so-

ziale Verhältnisse, Kommunikationsereignisse und »Diskursereignisse« quasi mit einem Konzept erfasst werden können.

Jürgen Spitzmüller

Damit bringst du die Perspektive ins Spiel, die u.a. Busse und Teubert (1994) stark gemacht haben: dass der Diskurs ein analytisches Konstrukt ist, ein Konstrukt der Analysierenden. Als Analysierende legen wir ja immer, und meistens thematisch, fest: »So, das ist jetzt der Diskurs, den *ich* untersuche.« Letztendlich wäre der Diskurs – so gesehen – immer eine kontingente Setzung. Vielleicht kann man aus *dieser* Perspektive sagen: Wenn das jetzt für mich diskurstheoretisch nicht relevant ist, ist es nicht diskursiv. So würde ich das unterschreiben. Es gibt aber meinem Verständnis nach keine Handlungen, die *per se* nicht diskursiv sind.

Reiner Keller

Auch wenn man gerade in diese symbolische-interaktionistische Tradition zurückgeht, bei Pragmatisten, bei George Herbert Mead (1973) etwa, die sprechen von »universe of discourse«. Das Diskursuniversum ist sozusagen die Idee einer von Kollektiven permanent erzeugten, stabilisierten und auch veränderten Symbolordnung, einer symbolisch strukturierten Wirklichkeit bzw. einem Sinnhorizont, innerhalb dessen wir denken und handeln, der sozusagen allem menschlichen Weltverhältnis zugrunde liegt. Alfred Schütz bspw. spricht vom Diskursuniversum der Mathematik: Wer Mathematik betreiben will, muss sich in das bestehende Diskursuniversum einbinden bzw. dessen bestehende Regeln und Vorgaben zunächst akzeptieren (Schütz 1973). »Diskursuniversum« ist in der Soziologie aber kein Begriff, der sich irgendwie etabliert oder durchgesetzt hätte. Wir haben da in Teilen der Soziologie einfach andere Kategorien, eben denjenigen der Sinnwelt oder Subsinnwelt, der alltäglichen Lebenswelt, der Sonderwelten, Sinnprovinzen usw.

Werner Schneider

Zu behaupten, dass es irgendetwas außerhalb solcher Sinnwelten gibt, das sagen ja schon die ganzen soziologischen Klassiker wie Simmel, wäre unsinnig, weil soziologisch irrelevant. Für mich ist eigentlich bei dieser Begrifflichkeit »diskursive Praxis« und »nicht-diskursive Praxis« bzw. Praktiken entscheidend, dass ich diese Unterscheidung nur als analytische Heuristik verstanden wissen will. Und ich bin mir noch ziemlich unsicher, ob sie, wenn man sie als analytische Heuristik einsetzt, tatsächlich so viel an empirischen Ertrag bringt – aber ich denke schon. Auf jeden Fall ist aus meiner Sicht diese empirische Prüfung viel spannender als die ewige diskurstheoretische Diskussion, die eigentlich immer nur auf dieses Grundmissverständnis abstellt.

Achim Landwehr

Vielleicht noch ein Punkt dazu, weil wir gerade bei Grundmissverständnissen sind. Ich plädiere auch deshalb immer dafür, diesen Unterschied einzureißen, weil man sehr häufig in ein Fahrwasser kommt, bei dem es dann heißt: »Diskurse, das sind die Angelegenheiten zwischen intellektuellen Wissenschaftlern oder öffentliche Debatten zu einem

Thema, und das andere sind nicht-diskursive Praktiken, also das, was im Alltag passiert.« Also Arbeitsdiskurs spielt sich zwischen Sozialtheoretikern, Gewerkschaften und Politikern ab, die reden über die Arbeit, und die Arbeiter arbeiten. Das eine hat also mit dem anderen nichts zu tun, es sind zwei getrennte Welten. Und genau das würde ich ehrlich gesagt einreißen wollen, weil es nicht sein kann, dass Arbeit nicht-diskursiv für den Arbeitsdiskurs ist. Leuchtet mir überhaupt nicht ein. Und das halte ich für gefährlich – gerade für die Diskursforschung, wenn wir von vornherein reduziert werden auf mehr oder minder öffentliche Debatten. Das ist nämlich sehr problematisch. Dann dürfte man das Baumfällen eigentlich gar nicht mehr angucken.

Jürgen Spitzmüller

Für mich wäre es hilfreich, dieses Missverständnis zu klären. Wäre es demzufolge nicht besser, nicht von *diskursiven* und *nicht-diskursiven* Praktiken sprechen, sondern von – beispielsweise – *diskursrelevanten* und *nicht-diskursrelevanten* Praktiken?

Achim Landwehr

Dann müsste man schon vorher wissen, was relevant war!

Jürgen Spitzmüller

Ja, aber ich spreche ja nicht davon, dass die Praktiken nicht diskursiv sind, sondern dass sie für den Diskurs, den ich mir gerade anschau, nicht relevant sind.

Reiner Keller

Ja, ich habe gerade versucht, das in diese Richtung zu formulieren.

Werner Schneider

Ja! Das ist ja eigentlich gerade in die Richtung gedacht, in die Reiners Begriffsvorschlag zielt.

Reiner Keller

Auch gerade zu sagen: »Welchen Stellenwert haben die eigentlich?« Also zu sagen, so etwas wie dieses »Kreuz-machen«, das ist eine Modellpraktik, die aus dem Diskurs generiert worden ist und die trägt natürlich irgendwie dazu bei, diesen Diskurs aufrecht zu erhalten. Also sie bestätigt ihn gewissermaßen und inkorporiert ihn auch, aber man kann sie jetzt nicht vorschnell mit dem gleichsetzen, was jetzt der Papst in seiner Predigt sagt. Da muss ich Unterschiede einziehen, denn sonst habe ich einen großen Brei.

Achim Landwehr

Da würde ich jetzt eher mit Fragen oder Aspekten sozialer Stratifikation, asymmetrischen Machtverhältnissen usw. operieren. Natürlich gibt es unterschiedliche Wirkmächtigkeiten, die die jeweiligen Praktiken haben – das ist ja gar keine Frage. Dass der Arbeits-theoretiker für den Arbeitsdiskurs möglicherweise wirkmächtiger ist, als der Mensch am Fließband, das versteht sich von selbst. Genau das halte ich von vornherein für problema-

tisch, denn sonst ist man sehr schnell bei solchen Arbeiten – wie du, Reiner, schon vorhin gesagt hast –, ich schau mir drei Zeitungen an und dann habe ich den Diskurs über X.²

Reiner Keller

Ich wollte noch etwas ergänzen, was ich wichtig finde: also dennoch nicht *per se* alles gleichzusetzen. Also man kann es Lebenswelt des Alltags nennen, oder einfach das, was wir tun. Menschen sind gewissermaßen in ihrem Tun sozusagen in einem Schnittpunkt von zahlreichen Diskursen. Nehmen wir das Gender-Beispiel. Wir haben familienpolitische, genderpolitische Diskurse, die dich adressieren, dies und das zu machen, während gleichzeitig die wissenschaftlichen Arbeitsmarktdiskurse und deren Vermittler dich dazu anhalten wollen, eben jenes zu tun. Wir können nicht, wenn wir uns in einem Diskurs bewegen – bspw. Arbeitserfordernisse in der Wissenschaft –, dann reicht es noch nicht, um daraus zu schließen, was die Leute tatsächlich machen, sondern die sind, und da kommt bei mir der Akteur nochmal in so einer Eigensinnigkeit zu tragen, nur als eine Instanz, die im Grunde alles gewissermaßen performativ vermittelt. Ich weiß nicht, wie man das sonst beschreiben soll, aber zu sagen, der macht in seinem Tun, der versucht ganz viele solche *Anrufungen* miteinander zu vermitteln, der organisiert die Arbeit nicht unbedingt so, wie es sein Managementdiskurs erfordert, sondern der versucht dann einen Kompromiss zu schließen oder versucht das vorzutäuschen und gleichzeitig dem Genderdiskurs gerecht zu werden. Und da muss man sehen, dass man diese Ebene hat, als eine Instanz, wo sich noch einmal eine ganz eigene Dynamik entwickelt.

Achim Landwehr

Deswegen finde ich es auch so wichtig zu versuchen, soweit es geht (und das ist natürlich unglaublich schwierig), das in der ganzen Breite zu machen. Aber zu versuchen, genau diese unterschiedlichen Perspektiven zusammenzubinden, ist wichtig. Ein ganz banales Beispiel, weil ich mich damit beschäftigt habe: Venedig, 17. Jahrhundert, Bevölkerungszählung. Da werden wunderbare politische Statistiken eingefordert, Formulare gedruckt, alles Mögliche, was man braucht, um eine hübsche, geographische Statistik des 17. Jahrhunderts irgendwie hinzubekommen. Natürlich kann man sich dann diese Zahlen angucken und daraus kann man auch eine demographische Linie entwickeln. Und man kann sich auch die Formulare angucken und dann sehen, was für Gesellschaftsmodelle dahinter stecken, was sich diskursiv damit auch immer verbindet. Je weiter man das zieht, desto interessanter wird es. Was passiert allerdings, wenn eine Gruppe von Leuten herumrennt und tatsächlich von Haus zu Haus geht und diese Zahlen überhaupt abfragt. Wer geht da herum? Wer macht das konkret? Wie wird darauf reagiert? Was passiert an der Haustür? Und da sieht man eben, dass selbst dieses alltägliche Handeln, in ein Sich-Verweigern oder Lügen oder was sonst ausarten kann. Da haben wir tatsächlich solche Vermittlerinstanzen, Menschen die irgendwie Zahlen liefern müssen, diese Zahlen aber auch abfragen müssen und auch tatsächlich versuchen müssen, verschiedene Aspekte

2 Vgl. dazu Teil 2 des Gesprächs in der Zeitschrift für Diskursforschung 2/2015.

miteinander zu verbinden. Und deswegen würde ich denken, dass man das möglichst weit fassen sollte.

Jürgen Spitzmüller

Es gibt dann also Stratifizierungen im Diskurs, es gibt also verschiedene Akteure mit verschiedenen Rollen – in der sprachwissenschaftlichen Ideologieforschung (Blommaert 1999, S. 9) wird von *ideology brokers* gesprochen –, das sind dann Akteure, die an Schnittstellen bestimmte Ideologien zu pushen versuchen. Wir haben aber auch eine Stratifizierung und eine Hierarchisierung von verschiedenen Diskursen.

Achim Landwehr

Da sind wir schon wieder fast beim Bahnfahren, weil Mobilität ja ein Wert an sich geworden ist. Man muss mobil sein auf dem Arbeitsmarkt, daher ist Bahnfahren nicht einfach nur Bahnfahren. Vielmehr zeigt man damit, ich nehme es auf mich und fahre von München nach Koblenz, stundenlang hin und zurück, weil man das eben zu tun hat.

Reiner Keller

Ja manchmal möchte man gerne fahren und manchmal nicht. [Allgemeines Lachen] Aber: Was wir jetzt noch nicht gemacht haben, ist die Landkarte, also den jeweiligen Überblick über die Felder und Positionen der Diskursforschung in den einzelnen Disziplinen. Wollen wir das noch versuchen? Es wäre vielleicht geschickt, dies so disziplinar zu machen. Vielleicht fängst Du an Achim.

Teil 3b: Positionen der Diskursforschung in den einzelnen Disziplinen

Achim Landwehr

Also beginnen wir mit den Geschichtswissenschaften: Ich glaube, ich habe ja die aktuelle Lage vorhin schon einmal angedeutet, nach meiner Beobachtung, die sich empirisch auch einigermaßen absichern lässt. Demnach hat sich inzwischen, spätestens seit der Jahrtausendwende, alles was mit Diskurs, Diskurstheorie, Diskursforschung, Diskursanalyse zu tun hat, relativ weitgehend etabliert. Zumindest soweit etabliert, dass es zu keinen allergischen Reaktionen mehr kommt, wenn man bestimmte Namen oder Begrifflichkeiten aufwirft. Auch wenn man in Qualifikationsarbeiten reinguckt, also in historische Arbeiten von jüngeren Menschen, die machen zwar nicht alle explizit Diskursanalyse, aber das ist immer etwas, woran sie sich andocken können. Was sie als Inspiration aufnehmen, auch wenn da nicht das gesamte theoretisch-methodische Instrumentarium aufgefahren wird, aber das wird durchaus als eine Inspirationsquelle gesehen. Auch aus meiner eigenen Beobachtung hat man vielleicht inzwischen eher zum Teil den umgekehrten Effekt, dass man mit dem Vorwurf konfrontiert wird, dass eben alle Diskursanalyse machen würden und das sei ja schon dominant. Ob das denn tatsächlich so ist, sei

mal dahin gestellt. Es hat sich zumindest weitestgehend etabliert, wenn auch mit den Schwierigkeiten, die ich vorhin schon genannt habe. Das wäre auch etwas, das mir am Herzen liegt, nämlich die Schwierigkeit, dass zuweilen bestimmte Kernbestandteile dessen, was für mich dieses Diskursfeld ausmacht, zu verschwimmen drohen. Man hat es zum Teil mit einem sehr laxen und zum Teil mit einem sehr unreflektierten Umgang mit Diskursbegriffen und Diskurstheorien zu tun. Man macht zum Teil standardisierte und zum Teil auch sozialhistorische Arbeiten, wogegen überhaupt nichts zu sagen ist, aber weil es eben irgendwie modisch klingen muss oder soll, wird versucht, da noch ein bisschen Diskurs drüber zu gießen, als Theoriesauce sozusagen. Da wird es dann für mich problematisch. Das ist für mich dann der Punkt, den ich vorhin schon genannt habe, dass der Erfolg eben auch gleichzeitig negative Konsequenzen gehabt haben könnte. Aber die harschen Diskussionen, die in den 1980ern und auch den 1990ern geführt wurden, die sind eigentlich vorbei. Der letzte ist immer noch Hans-Ulrich Wehler (1998), aber der schießt gegen alles, deswegen ist das egal. Von dem gibt es aber noch aus dem Jahr 1998 das Buch »Die Herausforderung der Kulturgeschichte«. Das war der letzte große Vulkanausbruch, da hat er ganz scharf und explizit gegen Foucault geschossen. Unter Historikern sind die Zitate schon Legion, aber da hat er ihn auch persönlich angegriffen, da geht es auch gar nicht mehr um die Theorie, sondern »so ein schwuler Sodomasochist«, so heißt es wirklich explizit: Er war schwul und hat in Kalifornien sadomasochistische Praktiken betrieben und sich freiwillig dem AIDS-Risiko ausgesetzt. Und so einem könnte man doch nicht vertrauen. Also richtig unter die Gürtellinie wurde da gezielt, und er hat dann wohl auch versucht, ihn theoretisch auseinanderzunehmen, aber das hat nicht so richtig funktioniert. Das wird inzwischen eher parodistisch zitiert, man kann sich dann darüber belustigen, wie sich H.U. Wehler da aufregt. Bourdieu wird interessanterweise viel gelobt, weil der angeblich Max Weber gelesen hat, und weil Bourdieu eigentlich auch Max Weber in Fortsetzung ist. Deswegen darf man Bourdieu lesen, Foucault aber nicht. Aber wie gesagt, das war die letzte große Eruption und seitdem ist es eher selbstverständlich geworden, Diskurse zu analysieren, und es ist inzwischen nicht mehr karrierefördernd, wenn man sich mit solchen Dingen auseinandersetzt. Von Dietrich Busse gab es vor zwei Jahren auf einer Tagung den schönen Satz: Ich bin Professor geworden nicht weil, sondern obwohl ich Diskursforschung gemacht habe. Das galt bis zur Jahrtausendwende für die Geschichtswissenschaft auch noch, aber inzwischen hat sich das weitestgehend etabliert. Man müsste jetzt eher die Probleme diskutieren, die mit dieser ›Selbstverständlichung‹ einhergehen.

Reiner Keller

Wenn ich nochmal etwas nachfragen dürfte. Eigentlich habe ich sogar zwei Fragen. Erstens, es gibt ja, wenn ich das richtig beobachte, die eher – wie soll ich sagen – »orthodoxen Foucaultianer« oder diejenigen, die sozusagen sehr streng oder weniger streng sich an Foucault als Leitfigur und Vorgeber der richtigen Art und Weise orientieren. Und es gibt andere, da würde ich eher dich auch dazu zählen, die gucken, was kann man eigentlich eher weiter machen und wie kommen wir da eigentlich mit anderen Sachen zu Rande. Also wäre die erste Frage: Gibt es da noch Unterschiede in den Lagern? Und die

zweite Frage, die ich da noch habe, ist eigentlich auf dein Buch reagiert worden? Die Einführung (Landwehr 2001, 2008) ist ja in ihrer erste Variante methodisch sehr stark bei Teun van Dijk (1997) angelehnt und jetzt hast du das ja deutlich umgearbeitet, um dich dann zu fragen: Was steckt dahinter gewissermaßen?

Achim Landwehr

Also, ich will die Fragen miteinander verbinden. Ich meine, erstens fühle ich mich richtig verstanden, wenn ich nicht als »orthodoxer Foucaultianer« gesehen werde. Ich finde ihn noch immer sehr inspirierend und sehr anregend, und ich lese darin auch sehr viel, das gilt aber gerade auch für Laclau und Mouffe (ist ja vorhin schon gefallen). Ich finde auch, dass man mit Foucault dann auch wieder über Foucault hinaus lesen muss und hinaus lesen darf, und man soll ihn auch weiterentwickeln. Und so ähnlich ist auch diese Überarbeitung zu verstehen. Ich fand, dass in der ersten Variante diese »Einführung in die historische Diskursanalyse«, die war noch zu sehr auf Sprache konzentriert. Und gerade vor dem Hintergrund der Diskussion, die wir gerade führen, bezüglich der Unterscheidung zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken und anderen Lektüreindrücken, fand ich es wichtig, das aufzumachen und deutlich zu machen, dass man mit Diskursforschung nicht *per se* auf die Analyse von Texten reduziert bleiben muss. In der Geschichtswissenschaft läuft das offensichtlich diametral zur Linguistik. Da hat man noch lange versucht, das historische Subjekt und das historische Individuum, ob jetzt nun als große Männer, die Geschichte machen, oder als kleine Leute, die Geschichte erleiden, zu retten und davor zu bewahren, dass wir jetzt nur noch Texte lesen. Und die anderen, die halt sagen: »Na gut, wir haben aber nun einmal nichts anderes als Texte. Und die Leute sind nun einmal tot. Also wir haben nur noch Texte und vor dieser ganz banalen Erkenntnis können wir uns ja nicht verschließen.« Was damit einherging, war dann häufig folgendes: Na gut, dann macht ihr eben Diskursanalysen und lest Texte, und wir beschäftigen uns weiterhin mit den historischen Menschen. Weil auch diese Differenzierung mir weder theoretisch noch praktisch einleuchtet, habe ich eben versucht, das ein bisschen von dieser stärker linguistisch inspirierten Position weg zu bewegen und andere Elemente mit einzuarbeiten. Nochmal zur Situation der Geschichtswissenschaften überhaupt: Ich würde die Differenzierung sogar noch ein bisschen weitertreiben. Es gibt »orthodoxe Foucaultianer«, sicherlich. Es gibt diejenigen, die versuchen, das weiter zu entwickeln, und es gibt diejenigen, die dann einen so etwas laschen und zum Teil, wie ich finde, auch fahrlässigen Theorieimport praktizieren und dann eben noch so eine kleine Spritze von Diskurs mit einbringen wollen. Ich würde jetzt noch nicht einmal nur von »orthodoxen Foucaultianern« sprechen, aber zumindest von denjenigen, die sich so im Fahrwasser von Foucault oder auf Pfaden bewegen, die Foucault vorgetrampelt hat. Da sehe ich das Problem gerade bei den historischen Arbeiten, dass es sich sehr oft um Themen handelt und auch bei Themen bleibt, die Foucault auch schon vorgeprägt hat. Sprich, da findet man dann das Thema Gefängnis, dann sind da die Themen Sexualität, Wissenschaft, Subjektivität und Gouvernementalität. Das sind vielleicht die vier oder fünf größeren Blöcke, und daneben gibt es sicherlich noch etwas, aber deutlich weniger, und das halte ich für problematisch, auch weil das wieder so eine Inselsituation ist. Wieder nach dem Motto: Dis-

kursgeschichte macht nur Texte oder Diskursgeschichte, die machen nur Sex, Crime, Gefängnis und ein bisschen Herrschaft, aber den Rest können die nicht. Genau das halte ich für höchst problematisch. Wenn man das ernst nimmt, was sich für mich als Versprechen mit Diskursanalyse und Diskurstheorie verbindet, dann sollte das auf ein wesentlich größeres Themenspektrum anwendbar sein, und es ist auch anwendbar. Dann sollte es sich eben nicht nur in diesen Foucault-Fahrwassern bewegen. Daher halte ich eben diese Weiterentwicklung für sehr wichtig, aber da gibt es noch eine ganze Menge zu tun. Und das ist eben auch ein Problem des Erfolgs, dass eben alle sehen: Aha! Sex, Crime und Foucaults Themen, die kommen an. Und es gibt da auch noch viel zu tun, und dann machen wir das mal. Aber das es daneben auch noch eine ganze Menge anderer Dinge gibt, die man machen könnte, das ist noch nicht überall durchgedrungen.

Jürgen Spitzmüller

Wir haben in der Linguistik außerdem das Problem der Fixierung auf öffentliche Debatten, also auf Themen wie Bioethik, Stammzellen, Sprachpolitik usw. Dadurch entsteht die Gefahr, dass man die Diskurslinguistik bloß als Form der Polito-Linguistik missversteht, und diese Gefahr ist sehr groß. Deshalb würde auch ich mir eine Öffnung wünschen, im Sinn einer Erweiterung des Fokus.

Zur sprachwissenschaftlichen »Landschaft«: Entstanden ist sie in den späten 1980er-Jahren in verschiedenen Ecken des Fachs mehr oder weniger unabhängig und gleichzeitig. Verschiedene Gruppierungen haben Diskurskonzepte in unterschiedlicher Form aufgegriffen, wobei es zwischen einzelnen dieser Gruppierungen kaum Austausch und wenig gegenseitiges Verständnis gab. Ganz wichtig ist natürlich einerseits die Critical Discourse Analysis (CDA), die auch heute noch international mächtigste, größte und bekannteste Form der linguistischen Diskursanalyse. Auch sie ist an verschiedenen Orten entstanden: in England, wo die CDA ab Mitte der 1980er-Jahre als Weiterentwicklung der *Critical Linguistics* durch Arbeiten von Norman Fairclough (1985, 1989) und anderen propagiert wurde; in den Niederlanden um van Dijk (1991, 1993, 1997) und van Leeuwen (1993, 1995); und im deutschsprachigen Raum um Ruth Wodak (Wodak et al. 1990, 1994, 1998) und ihre Mitarbeiter in Wien einerseits und um Siegfried Jäger (1987, 1988) und seine DISS-MitstreiterInnen andererseits. Dadurch, dass diese Leute sehr früh intensiv kooperiert haben, hat sich schnell ein internationales Netzwerk etabliert, wodurch die CDA sehr schnell sehr stark wurde. Unabhängig davon hat Dietrich Busse (1987) etwa zur gleichen Zeit sein Programm der Historischen Semantik entwickelt, aus der Tradition der Begriffsgeschichte heraus kommend. Das sind die zwei prägenden Pole. Andere Forschergruppen haben sich zumeist einem dieser Pole angenähert. Die Düsseldorfer Gruppe um Georg Stötzel's Schülerinnen und Schüler (Böke/Jung/Wengeler 1996, Jung/Wengeler/Böke 1997) hat versucht, Busses epistemologisches Konzept forschungspraktisch zu operationalisieren, die CDA spielte dabei keine Rolle. Vor allem bis etwa zur Jahrtausendwende gab es zumindest in der Germanistik wohl einen großen Entscheidungszwang zwischen CDA und Diskurssemantik. Die Landschaft war geprägt von dem Graben zwischen CDA und Diskurssemantik, der vor allem auch ein Graben war zwischen »Kritik« oder »Deskription«. Dass dieser Graben in der Germanistik besonders

prägend war, hat meiner Meinung nach damit zu tun, dass die germanistische Linguistik sich stark als deskriptives – und nicht präskriptives – Fach definiert bzw. definiert hat. Alles was nicht ›deskriptiv‹ gewesen ist – was immer das sein soll –, wurde dieser Logik zufolge eben auch nicht als ›Wissenschaft‹ betrachtet. Die historische Semantik folgt im Wesentlichen dieser Sichtweise, weswegen jeder Ansatz von Kritik in den Verdacht gerät, ›unwissenschaftlich‹ und damit ›nicht linguistisch‹ zu sein. Inzwischen hat sich die Situation durch die zweite und dritte Generation der Diskurslinguisten – darüber haben wir ja bereits gesprochen³ –, die sich aus dieser Schulbildung zu lösen versuchen, deutlich entspannt. Wenn ich jetzt mit Leuten rede, die ihre Dissertation schreiben, sagen sie mir häufig: »Mir ist das völlig egal; ich lese den Jäger genauso gerne wie den Busse und kann mir von jedem was rausnehmen.« Ich finde das sehr gut, denn es war zu großen Teilen keine inhaltlich begründbare Trennung. Insgesamt ist Diskursanalyse inzwischen gerade bei Qualifikationsschriften einer der beliebtesten linguistischen Zugänge. Aber sehr viele Arbeiten behandeln vor allem die oben genannten politischen Debatten. Da wünscht man sich schon die eine oder andere Erweiterung.

Werner Schneider

Da möchte ich nochmal nachfragen. Wenn das so ist, gibt es dann nicht Bestrebungen, dass sich bspw. mal jemand bei der nächsten Dissertation hinsetzt und diese Stammzellendiskurs-Dissertationen mal kritisch durchackert und mal sieht, was darüber hinaus noch herausgekommen ist.

Jürgen Spitzmüller

Könnte man machen. Andreas Gardt (2007) hat einen Aufsatz geschrieben, wo er die Landschaft auf Diskurskonzepte hin vergleicht, weniger aber mit Blick auf die Themenpräferenzen. Ich weiß allerdings nicht, ob ich diese Arbeit schreiben wollen würde. Ich will das auch nicht grundsätzlich verdammen, zumal ich selber durchaus auch in dieser Tradition stehe. Aber die Gefahr besteht doch, dass man Diskursanalyse von innen und vielleicht von außen einfach zu eng betrachtet.

Wolf-Andreas Liebert

Also ich denke auch, dass es wichtig ist. Man kann heute die Landschaft halt nur verstehen, wenn man auch so ein bisschen die Geschichte kennt. Ich würde sie aber doch noch ein wenig früher ansiedeln, nämlich bei der pragmatischen Wende, also als durch die Rezeption Wittgensteins oder Austins ein bestimmtes pragmatisches Konzept in die Linguistik eingeführt wurde, was sich in vielfacher Weise später fortgesetzt hat, eben diese Konzentration auf einen Sprecher und die Ausbildung von sozialen Faktoren. Parallel würde ich dazu die Rezeption der Ethnomethodologie sehen, die zu der *conversational analysis* (Drew/Heritage 2006) geführt hat, die in der Linguistik auch teilweise parallel und auch unabhängig von der Textlinguistik lebt und sich entwickelt. Und das würde ich so als Parallelentwicklungen sehen. Was der Siegfried Jäger (1999) eingebracht hat, war

3 Vgl. Teil 1 des Gesprächs in der Zeitschrift für Diskursforschung 1/2015.

natürlich ein ganz bestimmtes Konzept von Diskursanalyse und da muss man schon sagen, dass es zum einen diese ablehnenden Reaktion zeitigte, die du beschrieben hast, wo man sagte: das kann man ja wohl nicht kritisieren. Doch es gab auch schon eine andere Art von Kritik, die schon aus den *cultural studies* (Hepp/Krotz/Thomas 2009) hervorgegangen ist und die einen ganz spezifischen politischen Ansatz haben. Den kann man zwar schon respektieren, aber man muss ihn ja nicht unbedingt für sich selbst teilen. Insofern gab es schon immer verschiedene Ebenen der Kritik. Das eine ist die heftige Abwehrreaktion: Wir wollen ja nur beschreiben. Das andere aber auch abhängig von Personen, wozu ich jetzt auch Busse und andere zählen würde, die ganz klar sagen, es gehe um spezifische und politische Ausrichtungen, die ich als Axiom einfach nicht teile. Dann würde ich es aber genauso sagen, wie du es eben auch gesagt hast. Es gab halt diese zwei Richtungen und es gab aber auch immer wieder Verbindungen zwischen diesen. Ich weiß noch, dass Reiner Wimmer sehr viel mit Siegfried Jäger publiziert hat und umgekehrt – es gab halt schon immer diese Querverbindungen. Aber der Diskursbegriff an sich war in der Zeit schon exotisch. Ende der 1980er Jahre war er noch exotisch. Und Dietrich Busse ist trotz seiner Diskursspezifizierung auf diese Professur gekommen. Er ist ja der Nachfolger von Georg Stötzl geworden und Georg Stötzl war eigentlich derjenige, der diese Düsseldorfer Schule geprägt hat. Diese Schule kam sehr stark von der Begriffsgeschichte her, genauso wie Busse. Sie haben ja auch die bekannten Wörterbücher zu kontroversen Begriffen (Stötzl/Wengeler 1995) gemacht usw. und haben anhand dieser Schlüsselwörter versucht die diesbezüglichen Diskurse aufzudröseln. Ansonsten könnte ich jetzt zur Gegenwart eigentlich nichts hinzufügen, denn ich würde das auch so sehen, dass es eine Diversifizierung gibt, eine Konzentration auf bestimmte Themen. Nicht *sex and crime*, sondern Bioethik und alles was zur Zeit öffentlich debattiert wird, also zur *hot debate* gehört, wird sozusagen in den Fokus genommen und all das, was dagegen alltäglich ist, fällt so ein bisschen unter den Tisch. Wie gesagt, was bei unserem Netzwerk »Sprache und Wissen«⁴ versucht wird, aber nicht so richtig funktioniert, ist die Verbindung von Gesprächsanalyse und Diskurs, aber das ist gar nicht so einfach. Eigentlich würde man ja sagen: Also toll, da sind Leute, die haben ein ethnomethodologisches Herangehen und die können Gespräche analysieren, da gibt es Leute, die können große Medientexte analysieren, die könnten ja jetzt versuchen die Verbindung herzustellen. Da gab es auch schon verschiedene Ansätze von Tagungen, aber irgendwo ist da noch so ein Abschottungsmechanismus entstanden, der gar nicht so einfach aufzuheben ist. Also ich weiß nicht wie du das siehst, aber die Verbindung Diskurs- und Gesprächsanalyse liegt irgendwo auf der Hand, aber konkrete praktische Umsetzung findet im Moment aus meiner Sicht noch nicht statt.

Jürgen Spitzmüller

Wobei man da auch sagen muss, dass gerade die Kritische Diskursanalyse das zum Teil schon sehr lange macht. Man kann vielen Proponenten der CDA zwar zu Recht vorwerfen, dass die Arbeiten häufig nicht viel mehr tun, als ein bestimmtes Weltverständnis

4 Siehe dazu www.sprache-und-wissen.de, Koordination des Netzwerks: Ekkehard Felder.

selbst zu bestätigen, und dass sie damit gerade ihren eigenen Anspruch, sich über ihre eigenen diskursiven Voraussetzungen Rechenschaft zu geben, nicht einlösen. Aber die CDA, sowohl die englische als auch die Wiener und Duisburger, hat sich immer schon sehr viel weniger auf Textdaten beschränkt, die haben als Datenmaterial beispielsweise immer schon auch Interviews mit einbezogen, Gesprächstranskriptionen und so weiter. Davon hätte man lernen können. Die CDA hat kein Abgrenzungsproblem mit der *discourse analysis*.

Wolf-Andreas Liebert

Aber du würdest es doch auch so sehen, dass es neben der Diskursanalyse noch eine Gesprächsanalyse gibt, oder?

Jürgen Spitzmüller

Ja schon! Nur hat sich die CDA nicht, wie es die Diskurssemantik gemacht hat, als reine Textlinguistik konstituiert und von jeder Form der Analyse gesprochener Sprache (besonders der, die sich auch *Diskursanalyse* nennt) radikal abzugrenzen versucht.

Reiner Keller

Also – insoweit ich das verstanden habe – gibt es ja schon einen Konflikt oder eine Diskussion zwischen den Hardlinern der Konversationsanalyse auf der einen Seite und denen, die sozusagen ein erweitertes Diskursverständnis haben und Kontexte mit einbeziehen. Die werfen sich also dann wechselseitig vor, den falschen Ansatz zu verfolgen: zu wenig präzise zu sein oder Kontexte zu ignorieren.

Jürgen Spitzmüller

Ja, Konflikte gibt es schon.

Wolf-Andreas Liebert

Also die Öffnung findet jetzt statt. Du hast es ja vorhin schon eingebracht. Also das Stichwort »Multi-Modalität« bedeutet ja genau, dass ich von der konkreten Situation ausgehend Kontexte mit einbeziehe. Andere Dinge, was eben noch nicht passiert, sind, dass ein Konversationsanalytiker und ein Textanalytiker der korpusorientiert vorgeht, etwas zusammen machen. Das ist eigentlich immer noch kaum möglich.

Reiner Keller

Darf ich dazu noch einmal etwas nachfragen? Etwas was ich jetzt beobachtet habe, ist, dass die Jägersche Kritische Diskursanalyse sich seit den 1990ern Jahren in der methodischen Umsetzung ziemlich verändert; das merkt man ganz deutlich, wenn man die verschiedenen Ausgaben des Buches miteinander vergleicht. Mein Eindruck war, die Entwicklung ging immer stärker weg vom klassischen linguistischen Vokabular, auch in der ganzen Analysepraxis gab es aus meiner Sicht eine immer stärkere Tendenz zu einer Versozialwissenschaftlichung, bis hin zur »Neuerfindung« der qualitativen Sozialforschung. Jetzt geht man hin und befragt die Leute in Köln und fragt nach »Diesem und Jenem«.

Und so rekonstruiert man dann und entwickelt eigentlich vorhandene Methoden neu, die nun aber eben nicht mehr so stark sprachorientiert sind. Ein anderer Eindruck, da würde ich noch gerne wissen, wie ihr das seht. Ich hatte vorhin schon das Thema Sprache und Wissen angesprochen. So ein Stück weit ist es in der linguistischen Diskursforschung so, dass die linguistischen Fachbegriffe eine gewisse Rolle spielen, aber es gibt jetzt auch dort die Entwicklung mit dem *Frame-Ansatz* (Ziem 2008b; Busse 2012). Ist das eigentlich ein Versuch, stärker in die Wissensebene einzudringen und sich von den linguistischen Fachbegriffen zu lösen? Was bedeutet das eigentlich, oder sehe ich das falsch?

Jürgen Spitzmüller

Der Wissensansatz ist, zumindest bei Busse, schon von Anfang an wichtig. Die aktuelle Entwicklung steht in der Tradition der kognitiven Wende, die für die Linguistik insgesamt sehr wichtig war. An Lakoffs und Johnsons (1980) Metaphernkonzept hat die Diskurslinguistik schon sehr früh angedockt. Wissen ist in der Linguistik ab den 1980er-Jahren grundsätzlich ganz wichtig geworden. Allerdings primär im Sinne eines individuellen, kognitiven Wissens. Die Diskursforschung, die sich ja primär für kollektives Wissen interessiert, hat sich früh daran angeschlossen. Von daher markiert der *Frame-Ansatz* nicht unbedingt eine wirklich neue Entwicklung.

Wolf-Andreas Liebert

Doch!

Jürgen Spitzmüller

Das *Frame*-Konzept als solches rückt aktuell stark in den Vordergrund, kein Zweifel, aber die kognitive Orientierung ist zumindest in der Diskurssemantik immer schon vorhanden. Dass *Frames* zum Hauptgegenstand diskurstheoretischer Arbeiten werden – wie bei Alexander Ziem (2008b) –, das ist neu. Die Denkrichtung jedoch, aus der dieses *Frame*-Konzept kommt, die kognitive Linguistik, hat aber schon lange eine Rolle in der Diskurssemantik gespielt.

Wolf-Andreas Liebert

Also bei Busse ist ganz klar, der hat ja den Begriff in der Epistemologie eingeführt und das ist nach wie vor ein gut brauchbarer Begriff. Ich denke aber, dass der noch weiter ausgearbeitet werden müsste. Das andere, was meiner Meinung nach neu ist, ist dass dieser *Frame*-Begriff, der momentan in der jetzigen Diskussion in den Vordergrund gerückt wird. Vor allem von Dietrich Busse selber auf der IDS-Tagung⁵ vor zwei oder drei Jahren, wo er den Vortrag über Kultur und Mentalität gemacht hat. Und von Alexander Ziem, der in Düsseldorf promoviert hat und auch vom Wissensnetzwerk, wo dieser *Frame*-Begriff eine ganz wichtige Rolle spielt. Da sind wir in einer Debatte, – die finde ich eigentlich recht kritisch, weil ich glaube, dass man sich mit diesem *Frame*-Begriff unheimlich viel an Voraussetzungen einkauft, die man nicht so ganz überschauen kann. Wir hatten

5 Tagung des Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim.

genau ab den 1980er Jahren diese kognitive, ich will nicht immer gleich Wende sagen, aber diesen Einfluss dieser kognitiven Linguistik im Umfeld von Lakoff, dies sich von Chomsky abgrenzend formiert hat. Mit Schulbildung, eigener Gesellschaft, eigenen Tagungen, international alles vernetzt, ein riesiger Laden ist dies. Mittlerweile hat die kognitive Linguistik im Prinzip ein mehr oder weniger realistisches Wirklichkeitsmodell unter den Vorzeichen der Kognition eingebracht. Das heißt, du hast die Welt jetzt nicht mehr direkt wahrgenommen, sondern du hast bestimmte kognitive Modelle, die du sozusagen im Kopf hast und bis heute versucht Lakoff eine »neurale Theorie« dafür zu schreiben, die bis jetzt »noch nicht vollständig« vorliegt. Und das ist eine bestimmte Grundannahme, die da mit einfließt und die läuft dem Diskursgedanken eigentlich zuwider, weil alle Formen der Einschreibung, Umschreibung usw. nicht vorgesehen sind. Deshalb finde ich es momentan ein bisschen problematisch, wenn man diesen *Frame*-Begriff so in den Vordergrund rückt, ohne dass man die ganzen mitgebrachten Voraussetzungen mit bedenkt. Also ich denke schon, dass es interessant ist, bestimmte Begriffe für Formationen zu finden, aber sie müssten letztendlich diskursive Begriffe sein, um Wissensbestände ausformulieren zu können. Das muss zum Beispiel das sein, was du vorhin gesagt hast, Achim, dass wenn man vom »Selbst« spricht, die Anderen im Diskurs schon eingeschrieben sind. So einen Wissensbegriff bräuchte man auch und, wenn man die *Frame*-Analysen liest, dann sind das einfach bestimmte Kategorien, Slot, *Filler*, ganz einfache Sachen, die dann verwendet werden, die ich momentan noch etwas problematisch finde. Selbst bei dem Metaphernbegriff, den ich ja selber schon bis zum Umfallen benutzt habe, ist es gar nicht so einfach zu sagen, wenn ich eine Metapher habe, einen Herkunftsbereich, einen Zielbereich, also diese ganz einfachen Sachen, dass das auch Analysekatoren sind, die ich ja auch erst einmal anlege. Dass ich als Interpret eines Diskurses im Prinzip diese Metaphern auch unterstelle, also auch ein bestimmtes System unterstelle, demnach auch eine ganz einfache rhetorische Analyse mache. Also das ist eigentlich noch nicht ausformuliert, im Sinne von Sprache und Wissen, und ist meines Erachtens momentan noch eine offene Diskussion. Hier gibt es eine Position, die sozusagen unterstreicht: dieser *Frame*-Begriff ist ein Weg, den wir gehen können und den viele gehen, und den wir als Diskursanalytiker auch gehen können, weil es nachvollziehbar und auch praktisch ist. Du kannst *frames* analysieren und Metaphern und zack zack zack! Und du kannst wirklich viel damit machen! Aber vom Foucaultschen Diskursbegriff her gesehen, und das wäre die andere Position, kann das noch nicht das Ende sein.

Reiner Keller

Ich finde es ganz interessant, weil in der Soziologie gab es Ende der 1980er Jahre eine kleine Diskussion über diesen kognitiven *Frame*-Ansatz, der aus dieser Tradition kommt, wo wir diese Slots und kleinen Scripts und diese ganz Sachen haben, die ist aber in Deutschland nicht weiter angekommen. Ich habe auch den Eindruck, dass die sich in eine Richtung weiter entwickelt haben, die interpretativer wurde oder immer offener, bspw. in der kognitiven Anthropologie (D'Andrade 1995; Holland/Quinn 1987). Aber was gleichzeitig in der Diskursforschung stattfand, diese symbolisch-interaktionistischen Autoren, wo ich gleich zu Anfang sagte, dass die öffentliche Debatten untersucht haben,

die hatten auch von frames gesprochen (z.B. Gamson/Modigliani 1988). Sie haben sich auf den Frame-Begriff bei Goffman (1980), also die Rahmen-Analyse bezogen, aber im Grunde haben sie den Framebegriff benutzt und gesagt: Es gibt bestimmte Deutungen, die sind so und so strukturiert, beispielsweise die Natur ist ein Uhrwerk. Immer wenn dann die beiden Begriffe Natur und Mechanik auftauchten, dann hieß es, da ist dieser *frame* im Text vorhanden und der evoziert beim Leser dieses Wissen und diesen *frame* und im Diskurs rekonstruiert man immer solche *frames* und zählt dann aus, wie oft die in Texten vorkommen. Ich weiß auch gar nicht wie das weitergegangen ist. Jürgen Gerhards und Kollegen (Gerhards/Neidhart/Rucht 1998) sowie daran anschließende Arbeiten machen noch hin und wieder solche Sachen, aber die haben diesen *Frame*-Begriff nicht mehr so sehr im Vordergrund. Das wäre interessant, wenn da jetzt was anderes passieren würde oder, das wäre die Alternative, dass sich die Diskussion da in ähnlicher Weise wiederholt.

Willy Viehöver

Wenn ich daran anschließen darf. Bei der letzten Tagung des Methodennetzwerks von Angermüller, Ziem und anderen in Wuppertal hat Alexander Ziem es auch noch mal in diese Richtung gehend erläutert. Da haben beide genau diesen *Frame*-Ansatz nochmal stark gemacht und sind aber nachher wieder zurückgerudert, weil dann sagten sie immer, sie meinten keine mentalen kognitiven *frames*, sondern sozio-kognitive. Ich hab mich dann gefragt, was dann daran neu ist. Ich sehe da auch eine gewisse Gefahr, denn der Begriff des Kognitiven läuft auf eine Engführung des Diskurskonzepts hinaus. Nimmt man Metaphern zum Beispiel: Wenn ich in politischen Diskursen etwa den Begriff »Ratten« verwende, dann hat dieser Begriff nicht nur die eben benannte kognitive Dimension, sondern sehr emotionale Wirkungen beim Rezipienten, und da würde ich dann schon eher einen Rückschritt sehen, und mir ist dann auch die Begrifflichkeit des frames nicht mehr ganz klar, wenn unklar wird, wo diese Formkategorien genau zu verorten sind: in Texten, mental oder sonst wo. Wenn ich dann sofort wieder höre, ja wir meinen sozio-kognitive frames, gehen also wieder weg vom Individuum und dessen Kognitionen, hin zu einer übersubjektiven sozialen Dimension, wo der *Frame*-Begriff dann doch eher vielleicht besser wieder im Diskursbegriff aufgehoben ist. Das ist dann auch wieder eine der vielen Situationen, wo ich dann wieder eher den Eindruck hätte, dass das, was im Moment in Deutschland passiert, eher wieder ein Rückschritt ist, oder auf jeden Fall nicht viel Neues gegenüber dem, was du, Reiner, da eben gesagt hast, was in den 1970er und 1980er Jahren produziert worden ist. Aber kann auch sein, dass ich da von gewissen Debatten etwas nicht mitbekommen habe.

Achim Landwehr

Nur weil es gerade noch dazu passt. Mehr als ein Bedenken kann das jetzt nicht sein, weil ich in den Diskussionen nicht tief genug drin stecke, aber als Düsseldorfer kommt man natürlich nicht mehr an *frame analysis* und allem möglichem vorbei. Weil die ja auch gerade in einem SFB an diesem Thema arbeiten, denke ich, hat das ja auch wieder eine ganz ordentliche wissenschaftspolitische Komponente. Aber eben auch weil ich mich mal mit

Alexander Ziem darüber unterhalten habe. Was ich immer so ein bisschen problematisch dabei fand – und ich weiß nicht, ob der Eindruck stimmt –, dass damit auch immer wieder so eine gewisse *Enthistorisierung* einhergeht. Diese *frames*, die sind einfach da. Gerade das, was ja auch Diskursbegriffe leisten sollen, das wird darin eben nicht mehr gemacht. Nämlich die Frage zu beantworten: Wo sind die Daten, und wo kommen die Daten her, und wo lässt sich das zumindest in einer kurzfristigen historischen Perspektive einigermaßen verorten? Gerade Alexander Ziem (2008a) hat sich mit Heuschrecken-Debatten rumgeschlagen. Er hat dann geschaut, wo das vorkommt und wo es in der Geschichte auftaucht, und genau das hätte er dann natürlich nicht mehr gemacht.

Jürgen Spitzmüller

Andreas hat das zentrale Problem vorhin angesprochen. Das Konzept kommt aus einer kognitiven Tradition, die zunächst einmal erklären wollte, wie wir überhaupt verstehen können, unabhängig von diskursiven Konstellationen: Wie kommt es, dass wir unterspezifizierte Informationen verstehen können. Natürlich ist es heikel, wenn man versucht, ein Konzept, das in einer subjektivistischen, individualistischen Tradition steht, die die kognitiven Fähigkeiten des Einzelsprechers in den Mittelpunkt stellt, auf die Diskurslinguistik zu übertragen versucht. Ich glaube, man kann das schon machen, aber dann ist es nicht mehr das gleiche Konzept, und ob man die Methoden mitimportieren kann, wäre zu prüfen. Auf der anderen Seite liegt immer noch ein Feld brach, das die Konversationsanalyse schon lange bearbeitet, nämlich die interpretativ-soziolinguistischen Theorien, die zu erklären versuchen, wie Bedeutung aktiv konstituiert wird, die Kontextualisierungstheorie zum Beispiel. Auch diese Theorien sind in einem anderen Zusammenhang entwickelt worden, sie ermöglichen aber vielleicht eine Perspektive auf den Diskurs, die noch unterbelichtet ist. Vor allem betonen sie die Prozesshaftigkeit und zwingen uns, Diskurse als interaktive, dynamische Phänomene zu betrachten. Da können wir meines Erachtens von der Gesprächsanalyse am meisten lernen.

Wolf-Andreas Liebert

Das trifft meines Erachtens auf die Germanistik zu. Das würde ich auch so sagen. Wenn man die Gespräche mit einbezieht, dann wird man sicher diese Verfahren, die da entwickelt worden sind, hinzuziehen müssen. Ich denke, das wäre unheimlich gut anschlussfähig bei der Textlinguistik, von der Hermeneutik und der wissenssoziologischen Diskursanalyse her, das wäre ein Punkt, wo ich sagen würde, das würde sich da ganz gut zusammen entwickeln. Vielleicht kurz, weil du das angesprochen hast, Achim. Also das ist genau das Problem, dass ich das quasi mit importiere. Und ich sozusagen zu schnell den *frame* sehe und nicht mehr die Erscheinung sehe oder die *Äußerung*, deshalb würde ich beim Holzfällen sagen: »Kein Holzfällen ist gleich«. Dass muss der erste Schritt sein. Im zweiten Schritt kann ich generalisieren und Typen bilden und sagen: Okay, unter dem Gesichtspunkt hab ich einen Typ, da sind die alle gleich und in einem anderen Fall bringt mir das nichts. Aber ich sehe niemals den Typ oder die Aussage. Ich sehe nur die *Äußerung* und ich sehe auch niemals den *frame*. Ich kann den *frame* von mir aus auch als Ordnungsbegriff nehmen, um irgendetwas zu ordnen. Aber die Gefahr ist doch, dass der

frame der »Heuschrecke« auf den *frame* »Wirtschaftsunternehmen« oder sonstiges »übertragen« wird. Das sehe ich gar nicht! Da sind irgendwelche Leute, ich habe Texte, und nur in bestimmten Situationen wird das gemacht. Und dieser Schritt muss eben vorher kommen. Und dann gibt es immer noch einen komplexen Kontext, der berücksichtigt werden muss.

Werner Schneider

Wir haben in der Soziologie – und ich skizziere hier jetzt eigentlich nicht das Feld insgesamt, sondern nur das, was mich interessieren würde – immer noch Bereiche, wo ich sehe, dass da eigentlich noch nicht wirklich was gemacht worden ist. Was meines Erachtens immer noch aussteht, ist eine systematische Aufarbeitung von Goffman hier und Diskursperspektive dort – also anders als in dem genannten »Frame-Ansatz«, und zwar mit Fokus auf der Ebene der Praktiken. D.h. ich fände es im Hinblick auf Goffman (1980) und die *frame analysis* spannend, genauer hinzugucken, ob man das eine – Diskurs – mit dem anderen – Wissen (Rahmen), Darstellungspraxis und Identität, Selbst bei Goffman – in Bezug setzen kann. Was diese ganzen Debatten über die Häufigkeit der Verwendung des *Frame*-Begriffs angeht, kann ich das so richtig nicht sehen, dass da eine umfassende Auseinandersetzung der Denktraditionen bis hin zu Goffman stattgefunden hat. Das ist für mich ein Desiderat und das gleiche würde auch, wenn ich jetzt bei Goffman bleibe, die ganzen Debatten über das unternehmerische Selbst, Gouvernmentalität, Subjektivierung etc. (vgl. etwa Bröckling 2007), so in diesem Diskursfeld, betreffen. Wir haben in der Soziologie Klassiker, die sich mit der Frage von Subjektivität und Identität und Praxis umfassend auseinandergesetzt haben, ohne eine Meadsche Engführung auf dieses I und Me zu reproduzieren (Mead 1973), und gerade Goffman würde aus meiner Sicht für eine mikroanalytisch ausgerichtete Analyse von Subjektivierung unter Diskursperspektive einiges leisten können an Hinweisen, theoretisch wie methodologisch. Insgesamt gilt meines Erachtens für die Soziologie vieles von dem, was schon gesagt wurde, z.B. dass sich das Diskurskonzept auf der Ebene von Qualifikationsschriften mittlerweile etabliert hat. Aber Diskursanalyse zu betreiben ist auch immer noch eine Position, die noch in der Gefahr steht, *noch* nicht richtig ernst genommen zu werden oder eben schon wieder als modisch diskreditiert zu werden. Jo Reichertz hat im Sommer beim Berliner Methodentreffen im gesamten Angebotsstrauch der qualitativen Forschungsansätze die Diskursanalyse als auf dem absteigenden Ast eingeordnet, ganz nach dem Motto: deren Zeit ist vorbei, und man muss ihr nicht nachweinen. Das hat er zwar so nicht wörtlich gesagt, aber so habe ich es zumindest bei Jo herausgehört!

Reiner Keller

Ich würde für einen Überblick sagen, es gibt so ein paar Grundprobleme. Zum einen, dass Diskursanalyse eher, wenn überhaupt, nur im Methodenbuch auftaucht. »Einführung in die Methode« heißt es und dann taucht da irgendwo Diskursanalyse auf und dann denken die Leute, es sei eine Methode. Diese Idee einer Forschungsperspektive, die unterschiedlich methodisch umgesetzt werden kann, das ist nach wie vor eine wichtige Arbeit, das zu vermitteln. Doch das wird leider nach wie vor nicht richtig rezipiert. Dann

würde ich sagen, es gibt ein paar unterschiedliche Ansätze, die aber insgesamt keinen breiten Raum einnehmen. Relativ breit etabliert ist sicher die wissenssoziologische Diskursanalyse. Es gab diese Gruppe um Hannelore Bublit (Bublit/Bührmann/Hanke/Seier 1999), die sich stärker an Foucault orientiert haben. Rainer Diaz-Bone (2009) hat eine ›Foucault und Bourdieu‹ (oder umgekehrt) Kombination gemacht. Dann gibt es Jürgens Gerhards und seine Leute (Gerhards/Neidhardt/Rucht 1998), der nach wie vor stark seine Untersuchungen über öffentliche Debatten macht, wie Abtreibung oder über Nanotechnologie usw., ganz in dieser Tradition einer quantifizierten *Frame*-Analyse. Einige in den 1990er Jahren entstandene soziologische Ansätze, die wir in unseren Handbüchern aufgenommen haben, sind in der Folge nicht weitergeführt worden (vgl. Keller et al. 2001, 2003). Bspw. hatte Michael Schwab-Trapp (2001) mit systematischeren Ausarbeitungen begonnen, aber das wurde durch seinen frühen Tod einfach gestoppt. Es gibt dann im Nachwuchsnetzwerk also die nächsten Generation, die zum Teil ähnliche Diskussionen führt, wie wir sie schon auf den Augsburger Tagungen Ende 1999/Anfang 2000 geführt haben, die damals schon interdisziplinär angelegt waren.⁶ Johannes Angermüller ist zwar von der Disziplinherkunft auch Soziologe, orientiert sich aber primär an der Aussagelinguistik von Dominique Maingueneau (2012) und vertritt dessen Ansatz oder eine irgendwie mehr oder weniger eigene Position. Auch gibt es nach wie vor eine gewisse Foucault-Orthodoxie sowie ein paar Positionen, die Diskussionen über Methodologie ablehnen.

Werner Schneider

In wie weit würdest du das als schon verfestigte Schulen begreifen?

Reiner Keller

Nein, das nicht, es sind eher einzelne Positionen. Es gibt dann eine Diskussion zwischen rekonstruktiv versus dekonstruktiv, post-strukturalistisch ›inspiriert‹. Die neigen also viel stärker dazu zu sagen: »Es darf nicht darum gehen einen Diskurs zu rekonstruieren, du musst ihn dekonstruieren.« Es gibt die Wissenssoziologische Diskursanalyse, das ist mein Vorschlag der schon vielfach aufgegriffen wird. Das sind jetzt Arbeiten, das geht von Analysen des Satanismus über städtische Images und Gesundheitswesen und Gesundheitssemantiken bis zu Familiendebatten in den USA, das ist also relativ breit, und auch Fernsehanalysen und von Textanalyse bis hin zur Analyse auf der Ebene von Gesprächen, von Diskussionen. Das ist da also soweit relativ breit geworden.

Ein anderer Punkt, es gibt das Phänomen, wie du, Willy, es mit den Stammzellen benannt hattest, Klima zum Beispiel. Deine Analyse (Viehöver 1997) war eine der ersten über Klimadiskurse, aber seitdem sind zahlreiche weitere Arbeiten zur Klimadebatte herausgekommen. Es werden immer aus einer etwas anderen Diskursperspektive wieder Klimauntersuchungen gemacht. Und wieder Klima. Und wieder. Es gibt eigentlich wenige Versuche, das schon Gewusste zu rekapitulieren, wie auf der Tagung bei dir, Achim, mit dem Wandel (Landwehr 2008), da könnte man doch fragen, was wären denn allgemei-

6 Vgl. dazu die Tagungsprogramme unter www.uni-augsburg.de/tagungendiskurs

nere Effekte, kann man nicht mal etwas zusammen tragen? Und auch mal versuchen, dort etwas mehr zu gewinnen, als nur eine Analyse eines Wissensgebietes oder einer öffentlichen Themendebatte. Das findet leider bislang nicht statt: jede Untersuchung geht mehr oder weniger zurück auf null. Es wäre aber, wie ich finde, inzwischen ziemlich notwendig, auch zu bilanzieren, etwa all das, was über Umwelt- und Risikodiskurse schon bekannt ist. Aber anscheinend wird lieber frisch und frei aufs Neue geforscht.

Wolf-Andreas Liebert

Ich habe da noch eine Frage, vielleicht auch an dich Achim. Und zwar Philipp Sarasin, wie würdet ihr denn den positionieren?

Achim Landwehr

Also ihn zu positionieren finde ich ein bisschen schwierig. Wichtig finde ich ihn alleine jedoch schon deswegen, weil er an prominenten Orten publiziert und auch einfach deswegen, weil er wirklich sehr gute Sachen macht, weil er sich sehr gut liest und auch weil er beides macht. Er versucht es theoretisch zu fundieren und empirisch umzusetzen und beides mit recht durchschlagendem publizistischem Erfolg. Ich würde denken, so ähnlich wie du das beschrieben hast, es gibt ein paar Leute, die sich recht explizit zu Diskurs, zur Diskursgeschichte, historischen Diskursanalyse äußern. Und da ist er sicherlich einer von denen, wenn nicht sogar der Wichtigste. Inzwischen macht er auch sehr viel Foucault-Exegese, also tatsächlich eher wieder zurück: Foucaults Anfänge und der Frage nachgehend, was wir damit noch machen und was wir damit wieder anfangen können. Aber er ist vor allem jemand, jetzt mal ganz unabhängig von inhaltlichen Schwerpunkten, der ganz erheblich dafür gesorgt hat, dass alles was mit Diskurs und Foucault zusammenhängt, geschichtswissenschaftlich salonfähig wurde. Sagen wir mal so, wenn er das zehn Jahre früher gemacht hätte, wäre es für ihn karrieretechnisch sicherlich nicht gut ausgegangen. Es gibt auch andere. Martin Dinges zum Beispiel, der hat das in den späten 1980ern auch gemacht (Dinges 1994, 1996, 2005). Der hat allerdings auch in Frankreich studiert und sich mit französischen Themen beschäftigt und viel Foucault gelesen und auch viel zum Gefängnis gearbeitet. Bei ihm muss man sagen, ist das karrieretechnisch in die Hose gegangen. Also nicht, dass er jetzt aus dem System rausgekickt worden wäre, aber er ist jetzt in einem kleinen Forschungsinstitut in Stuttgart und ist dort wohl auch ganz zufrieden, aber das hat sich für ihn nicht bezahlt gemacht. Er hat sich nämlich mit den Großen angelegt und ist auch regelmäßig eingeladen worden zum ›Vorsingen‹, aber hat den Sprung dann nicht mehr geschafft.

Werner Schneider

Was ich noch gerne ergänzen würde, mit Blick auf die Soziologie, ob es bei anderen Disziplinen ähnlich ist. Ich glaube es ist nicht ähnlich, so habe ich das jedenfalls vorhin verstanden. Wir haben, aus meiner Sicht, zwei Probleme. Das erste ist meiner Meinung nach das geringere Problem. Du hast schon angesprochen, Reiner, dass wir immer noch Diskursanalyse tatsächlich als stehenden Begriff vor allem im Vordergrund haben und der dann im schlimmsten Fall im Bereich der Methodenbücher seinen Platz findet. Das ist

sicherlich ein ernstes Problem, aber ich glaube dennoch, dass es sich um ein kleineres Problem im Gegensatz zum zweiten handelt. Wenn mein Eindruck stimmt, dann würde ich jetzt mal behaupten, dass wir in der Soziologielandschaft eigentlich keine wirklich umfassende Theoriedebatte zur Diskursforschung haben, und zwar auch auf personell hohem Level. Ich will damit sagen, wir haben diese vielen Qualifikationsarbeiten und auch da ist nicht nur Empirie drin, sondern zum Teil auch Theorie. Da wird dann versucht, Foucault mit Bourdieu zusammen zu bringen, oder mal im Rahmen eines Forschungsprojekts, dann wird auch ein bisschen Goffman gemacht und solche Geschichten. Aber es gibt eigentlich keine dezidierten Theoriedebatten, die dann irgendwo Grundsatzdebatten werden würden, die gibt es in der Soziologie sowieso nicht mehr, aber auch nicht irgendwo in der soziologischen Diskursforschung. Es läuft dann nämlich, ich weiß gar nicht wieso, auf der Ebene von diesen Qualifikationsschriften, und dann bringt man bspw. eben mal schnell Foucault und Bourdieu zusammen, wenn es denn grade opportun ist und vielleicht der Betreuer das haben will. Doch daraus geht nicht wirklich eine theoretische Weiterentwicklung hervor. Insofern würde ich jetzt für die Soziologie sagen, stagniert eigentlich die Theoriedebatte insgesamt sowieso, aber sie stagniert für mich erkennbar und deutlich auch im Bereich von Diskursforschung. Ich weiß nicht, ob ihr das auch so sehen würdet, aber das ist doch eigentlich fast das größere Defizit.

Willy Viehöver

Also so wie du das jetzt gesagt hast, klingt das jetzt so, dass auf der einen Seite Diskursforschung noch nicht angekommen ist, auf der anderen Seite wird sie aber von Einigen – und Reichertz ist da durchaus ein prominenter Vertreter dieser Position – schon wieder verabschiedet. Insbesondere auch in Bereichen wie dem der Körpersoziologie, wo man erwarten würde, dass die Diskursanalyse etwas zu sagen hätte, kommen jetzt Autorinnen wie Gesa Lindemann etwa, die würde jetzt sagen, mit dem was Diskursanalyse macht, müsse man denken, die Welt sei von Engeln und nicht von verkörperten Menschen bevölkert. Sie hat jetzt, aus der Plessner Tradition kommend, versucht das Ganze auf eine sozialtheoretische Ebene zu heben, aber indem sie die Diskursanalyse/-forschung kritisiert. Darauf haben Diskursanalytiker nicht wirklich geantwortet.

Willy Viehöver

Dazu jetzt meine Frage: Wo wollen wir eigentlich mit der Diskursforschung ankommen? Das geht so ein bisschen in die Richtung, wie du, Werner, dann sagst: Trauen wir der Diskursanalyse, damit will ich jetzt nicht wieder auf die methodologische oder methodische Ebene heruntersteigen, ein sozialtheoretisches Potenzial zu? Du, Reiner, hast das Ziel in deiner Habilitation ein bisschen *anvisiert oder benannt*. Aber das scheint mir noch nicht angekommen zu sein. Auf der anderen Seite gibt es aber auch wieder Bewegungen wo gesagt wird, was du, Reiner, eben schon erwähntest, ich weiß ja nicht was Jo Reichertz dir damals geantwortet hat, du wolltest ihn doch zu mindestens fragen, was er damit meint und woran er das genau festmacht. Aber es gibt ja verschiedene Bewegungen, wo dann noch gesagt wird, Diskursanalyse, das kann höchstens die Hälfte der Sache sein. Die Körpersoziologie, die Robert Gugutzer (2004) oder Gesa Lindemann (2005) und viele andere

vertreten, die sagen dann, Diskurse, das sind Perspektiven, wo beschrieben wird, wie die Gesellschaft irgendwelche Subjekte formiert, aber umgekehrt, vom aktiven Subjekt ausgehend hat sie (die Diskursanalyse) dann wenig zu sagen, als lägen die Aktivitäten verkörperter Subjekte jenseits des Diskurses und das sind wieder Sachen, die mich dann auch beunruhigen und wo wir aber auch noch nicht hinreichend auf die Kritiken reagiert haben. Andreas hat vorhin irgendwann gesagt: Ich muss mir das, jetzt übertrieben gesagt, nicht antun, dass wir uns als Sprachwissenschaftler und meinetwegen auch als Historiker ein paar Probleme einkaufen, die ihr Soziologen habt, aber wir haben diese Probleme nun einmal tatsächlich. Ich sehe das jedenfalls als virulente Probleme und wir müssen uns damit auseinandersetzen und ein bisschen erwarte ich mir heute Nachmittag, nochmal in der Debatte wo es um Subjekte usw. geht, dass es vielleicht nochmal deutlicher aufscheint. Es ist für mich jedenfalls jetzt die Frage noch recht offen geblieben, wo wir das mit den nichtdiskursiven Praktiken haben ein bisschen einschlafen lassen, denn so hundertprozentig bin ich davon noch nicht überzeugt und wir reden da auch ein bisschen aneinander vorbei.

Reiner Keller

Ja, ich stimme euch zu, diese Theoriediskussion findet eigentlich nicht wirklich statt. Es gibt auch die Schulentraditionen, die machen so ihr Ding und man bezieht sich nicht unbedingt auf andere Autoren und das hat auch oft einfache Gründe, damit man überhaupt vorankommt, etwas zu schreiben usw. Das muss man auch sehen. Es ist aber auch so, dass in der Soziologie wir jetzt die Generation sind, die versucht hat so etwas wie eine gewisse Präsenz zu zeigen und eine Struktur in diese Diskursdebatten hereinzubringen, etwa über die Tagungen⁷ und die Handbücher (Keller et al. 2010, 2011). Bei der ersten Auflagen dieser Handbücher (Keller et al. 2001, 2003) hieß es noch Ende der 1990er Jahre beim damaligen Westdeutschen Verlagslektor: nein, dafür besteht überhaupt kein Bedarf. Glücklicherweise haben das die Leute von Leske & Budrich anders gesehen. Es gibt jetzt nicht welche die, sagen wir mal 10 oder 15 Jahre länger im Betrieb sind, die sich dazu positionieren können. Aus unserer Wissenschaftlergeneration besteht die Gruppe aus den Leuten, die ich genannt habe und noch ein paar anderen, die sind auch relativ eng zusammen. Dann gibt es Leute, die jetzt promovieren und für die sieht das schon ganz anders aus. Die beziehen sich da relativ leicht drauf, aber es gibt keine starke diskurstheoretische Debatte in der Soziologie.

Werner Schneider

Ja, aber wenn man jetzt z.B. bei den Älteren schaut, da ist das Thema bzw. diese ganze Diskursperspektive nicht wirklich angekommen. Das haben wir ja im SFB 536 »Reflexive Modernisierung«⁸ rauf und runter erfahren müssen. Das haben wir bei unserer abgelehnten Forschergruppe⁹ auch wieder gesehen, die ja wesentlich auf den Diskursbegriff

7 Vgl. dazu die Tagungsprogramme unter www.uni-augsburg.de/tagungendiskurs

8 Laufzeit von Juni 1999 bis Juni 2009; <http://gepris.dfg.de/gepris/projekt/5483766>

9 »Optimierung und Technisierung der menschlichen ›Natur‹«, Antrag an die DFG, November 2008

ausgerichtet war. Vielleicht darf man da auch gar nicht zu viel erwarten und vielleicht muss man auch sagen, dass das dann eben zwei Generationen dauert, bis es so weit ist.

Jürgen Spitzmüller

Vielleicht ist es sogar besser für die Entwicklung. Wenn es gleich überhitzte Debatten gibt, ist das auch nicht immer hilfreich.

Literatur

- Berger, P. L./Luckmann, T. (1980): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main [1969].
- Blommaert, J. (1999): The debate is open. In: ders. (Hrsg.): Language ideological debates. Berlin und New York: de Gruyter, S. 1–38.
- Böke, K./Jung, M./Wengeler, M. (Hrsg.) (1996): Öffentlicher Sprachgebrauch, Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, H. (2002) Judith Butler. Hamburg: Junius.
- Bublitz, H./Bühmann, A. D./Hanke, C./Seier, A. (Hrsg.) (1999): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Frankfurt am Main: Campus
- Busse, D. (1987): Historische Semantik. Analyse eines Programms. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Busse, D. (2012). Frame-Semantik. Ein Kompendium. Berlin: de Gruyter.
- Busse, D./Teubert, W. (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Busse, D./ Hermanns, F./Teubert, W. (Hrsg.): Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28 [Wiederabdruck in: dies. (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 13–30].
- Butler, J. (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1997): The Psychic Life of Power. Stanford: Stanford University Press.
- D'Andrade, R. (1995): The development of cognitive anthropology. Cambridge: University Press.
- Diaz-Bone, R. (2009): Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil: Eine Diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie. Wiesbaden: VS.
- Dinges, M. (1994): The Reception of Michel Foucault's Ideas on Social Discipline, Mental Asylums, Hospitals and the Medical Profession in German Historiography. In: Jones, C./Porter, R. (Hrsg.): Reassessing Foucault: Power, Medicine and the Body. London: Routledge, S. 181–212.
- Dinges, M. (1996): Michel Foucault's Impact on German Historiography of Criminal Justice, Social Discipline and Medicalization, in: Finzsch, N./Jütte, R. (Hrsg.): Institutions of Confinement, Hospitals, Asylums, and Prisons in Western Europe and North America 1500-1900. Cambridge: University Press, S. 155–174.
- Dinges, M. (Hrsg.) (2005): Männer – Macht – Körper: Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute (Geschichte und Geschlechter). Frankfurt am Main: Campus.
- Drew, P./Heritage, J. (Hrsg.) (2006): Conversation analysis. Sage benchmarks in social research methods. London und Thousand Oaks: Sage.
- Fairclough, N. (1985): Critical and descriptive goals in discourse analysis. In: Journal of Pragmatics 9, S. 739–763.
- Fairclough, N. (1989): Language and Power. London: Longman.
- Felder, E./Müller, M. (Hrsg.) (2008): Wissen durch Sprache. Theorie, Praxis und Erkenntnisinteresse des Forschungsnetzwerkes ›Sprache und Wissen‹. Berlin und New York: de Gruyter.

- Foucault, M. (1989a): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit, Band 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp [1984].
- Foucault, M. (1989b): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit, Band 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp [1984].
- Foucault, M. (2002): Gespräch mit Michel Foucault. In: ders.: Dits et Écrits, Schriften Band 2. Hrsg. von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 191–211 [1971].
- Gamson, W. A./Modigliani, A. (1989): Media discourse and public opinion on nuclear power: a constructionist approach. In: American Journal of Sociology 95, S. 1–37.
- Gardt, A. (2007): Diskursanalyse – aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: Warnke, I. H. (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin und New York: de Gruyter, S. 27–52.
- Gerhards, J./Neidhardt, F./Rucht, D. (1998): Zwischen Palaver und Diskurs. Strukturen öffentlicher Meinungsbildung am Beispiel der deutschen Diskussion zur Abtreibung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Goffman, E. (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Gugutzer, R. (2004): Soziologie des Körpers. Bielefeld: transcript.
- Hepp, A./Krotz, F./Thomas, T. (Hrsg.) (2009): Schlüsselwerke der Cultural Studies. Wiesbaden: VS.
- Holland, D./Quinn, N. (Hrsg.) (1987): Cultural models in language and thought. Cambridge: University Press.
- Jäger, S. (1987): Text und Diskursanalyse. Eine Anleitung zur Analyse politischer Texte. Duisburg: Diss.
- Jäger, S. (1999): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Duisburg: DISS.
- Jäger, S. (Hrsg.) (1988): Rechtsruck. Die Presse der Neuen Rechten. Berlin und Bonn: Dietz.
- Jung, M./Wengeler, M./Böke, K. (Hrsg.) (1997): Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über »Ausländer« in Medien, Politik und Alltag. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Keller, R. (2010 [2005]): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2010). Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis. 4. Auflage, Wiesbaden: VS. [2003]
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2001): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden. Opladen: Leske & Budrich.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2003). Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 2: Forschungspraxis. Opladen: Leske & Budrich.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2011): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Band 1: Theorien und Methoden. 3. Auflage, Wiesbaden: VS. [2001]
- Keller, R./Knoblauch, H./Reichert, J. (Hrsg.) (2013): Kommunikativer Konstruktivismus. Wiesbaden: VS.
- Konerdig, K.-P. (2009): Diskurslinguistik – eine neue linguistische Teildisziplin. In: Felder, E. (Hrsg.): Sprache. Heidelberger Jahrbücher. Berlin und Heidelberg: Springer, S. 155–177.
- Laclau, E./Mouffe, C. (2012): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen-Verlag.
- Lakoff, G./Johnson, M. (1980): Metaphors we live by. Chicago und London: University of Chicago Press.
- Landwehr, A. (2001): Geschichte des Sagbaren. Einführung in die historische Diskursanalyse. Tübingen: edition diskord.
- Landwehr, A. (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt am Main: Campus.
- Landwehr, A. (Hrsg.) (2010): Diskursiver Wandel. Wiesbaden: VS.
- Lindemann, G. (2005): Die Bedeutung des Körpers in der sozialkonstruktivistischen Wissenssoziologie. In: Schroer, M. (Hrsg.): Soziologie des Körpers, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 114–138.
- Mainguenu, D. (2012): Äußerungsszene und Subjektivität. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 165–190.
- Mead, G. H. (1973): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp [1934].

- Sarasin, P. (2003): *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1993): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp [1932].
- Schütz, A. (1973): On multiple realities. In: ders.: *Collected Papers I: The Problem of Social Reality*. Hrsg. von M. Natanson. Den Haag: Martinus Nijhoff Publishers, S. 207–259 [1945].
- Schütz, A./Luckmann, Th. (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK [1975].
- Schwab-Trapp, M. (2001): Diskurs als soziologisches Konzept. Bausteine für eine soziologische orientierte Diskursanalyse. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2001), S. 261–285.
- Stötzl, G./Wengeler, M. (Hrsg.) (1995): *Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland*. Berlin und New York: de Gruyter.
- Van Dijk, T. (1991): *Racism in the Press*. London: Routledge.
- Van Dijk, T. (1993): Principles of critical discourse analysis. In: *Discourse & Society* 4(2), S. 249–283.
- Van Dijk, T. (Hrsg.) (1997): *Discourse as Structure and Process*. *Discourse Studies*, Band 1. London: Sage.
- Van Leeuwen, T. (1993): Genre and Field in Critical Discourse Analysis: A Synopsis. In: *Discourse and Society* 4(2), S. 193–225.
- Van Leeuwen, T. (1995): Representing Social Action. In: *Discourse and Society* 6(1), S. 81–106.
- Viehöver, W. (1997): ›Ozone thieves‹ and ›hot house paradise‹. Epistemic communities as cultural entrepreneurs and the reenchantment of the sublunar space. Unv. Dissertation: Florenz.
- Viehöver, W. (2003): Die Wissenschaft und die Wiederverzauberung des sublunaren Raumes. Der Klimadiskurs im Licht der narrativen Diskursanalyse. In: Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*. Band 2: Forschungspraxis. Opfaden: Leske + Budrich, S. 233–269.
- Wehler, H.-U. (1998): *Die Herausforderung der Kulturgeschichte*. München: Achim Freudenstein.
- Wodak, R. et al. (1990): ›Wir sind alle unschuldige Täter‹. Diskurshistorische Studien zum Nachkriegsantisemitismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wodak, R. et al. (1994): *Die Sprachen der Vergangenheiten. Öffentliches Gedenken in österreichischen und deutschen Medien*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wodak, R. et al. (1998): *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ziem, A. (2008a): ›Heuschrecken‹ in Wort und Bild. Zur Karriere einer Metapher. In: *Muttersprache* 2, S. 108–120.
- Ziem, A. (2008b): *Frames und sprachliches Wissen. Kognitive Aspekte der semantischen Kompetenz*. Berlin und New York: de Gruyter.

Augsburger Springschool 2016

Wissenssoziologische Diskursanalyse

am 10. und 11. März 2016

Organisation: Prof. Dr. Reiner Keller & Dr. Saša Bosančić

Konzeption

Im letzten Jahrzehnt erlebt die sozial- und geisteswissenschaftliche Diskursforschung einen starken Boom. Dem tragen die Methodenausbildungen in den verschiedenen Disziplinen nur ansatzweise Rechnung. Insbesondere die Fragen der konkreten Arbeit am Text bzw. des Umgangs mit unterschiedlichen Datenformaten und der Interpretation der Daten im Rahmen der Diskursforschung gehört zu den Leerstellen der Methodenausbildungen. Die Springschool *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) wendet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die in Qualifikationsvorhaben oder Forschungsprojekten mit diskurstheoretischen und diskursanalytischen Perspektiven der WDA arbeiten bzw. arbeiten wollen. Sie bietet nach einer Einführung in theoretische Grundlagen die Möglichkeit, Fragestellungen sowie Forschungsdesigns der WDA-basierten Diskurs- und Dispositivforschung zu diskutieren, einzelne methodische Vorgehensweisen unmittelbar datenbezogen in kleinen Arbeitsgruppen zu erproben und eigene laufende Projekte bzw. Projektvorhaben zur Diskussion zu stellen (und dabei auch eigene Materialien einzubringen).

Für diejenigen, die sich noch nicht für eine bestimmte methodische Vorgehensweise bzw. die forschungspraktische Umsetzung ihrer Forschungsvorhaben in der Diskursforschung entschieden haben, besteht Gelegenheit, im direkten Austausch mit Kolleginnen und Kollegen die Praxis, die Reichweite, aber auch die Grenzen spezifischer methodischer Zugänge auszuloten. Für andere bietet die Springschool eine Möglichkeit, die gewählten Vorgehensweisen im Übungskontext zu prüfen und zu schärfen. Außerdem bietet die Springschool einen Rahmen, sich über das Netzwerk WDA sowie den Arbeitskreis Diskursforschung in der Sektion Wissenssoziologie (der Deutschen Gesellschaft für Soziologie) zu informieren und bei Interesse durch eine Vernetzung und Zusammenarbeit einen kontinuierlichen Austausch zu ermöglichen.

Im Rahmen der Springschool werden optional drei Vertiefungen angeboten:

Vertiefung A: *Analyse von Subjektivierungsweisen* (Saša Bosančić, Universität Augsburg)

Vertiefung B: *WDA für die Politikwissenschaft* (Wolf Schünemann, Universität Heidelberg)

Vertiefung C: *Spezifische Fragen zur Diskursforschung und zu eigenen Projektvorhaben*
(Reiner Keller, Universität Augsburg)

Alle weiteren Informationen zu den Vertiefungen, zum Programm, zur Anmeldung und Teilnahme finden Sie unter **www.diskurswissenschaft.de**



Universität Augsburg
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche
Fakultät





Die Zeitschrift für Diskursforschung ist die erste Fachzeitschrift, die der anhaltenden Konjunktur von sozialwissenschaftlicher Diskursforschung im deutschsprachigen Raum Rechnung trägt. Als interdisziplinäres Forum für discourse studies wird sie theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen veröffentlichen.

Herausgeber: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessl, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion: Dr. Saša Bosančić, Matthias Sebastian Klaes, M.A., Universität Augsburg, Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Keller), Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg, E-Mail: zfd@phil.uni-augsburg.de, Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Die ZfD unterliegt einem doppelten anonymen peer-review-Verfahren. Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist ein Abstract sowohl in deutscher und englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen beizufügen sowie 6-8 Keywords in beiden Sprachen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der formal-stilistischen Hinweise der ZfD einzureichen. Alle Regeln zur Einreichung der Manuskripte finden Sie auf der Homepage www.uni-augsburg.de/zfd

Verlag: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg, Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: bestellung@beltz.de

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte). Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Jahresregister 2014 der Zeitschrift für Diskursforschung finden Sie als kostenlosen Download unter <http://www.beltz.de/de/beltz-juventa/zeitschriften.html>



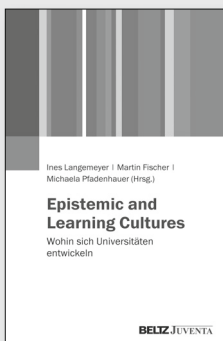
Alexander Bogner

Gesellschaftsdiagnosen

Ein Überblick

2., überarbeitete Auflage 2015, 212 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3258) Auch als **E-Book** erhältlich

Dieses Buch bietet mittlerweile in zweiter Auflage einen Überblick über klassische Gesellschaftsdiagnosen. Die Darstellung reicht von den Frühformen philosophischer Zeitdiagnostik bis hinauf zu soziologischen Entwürfen, die sich auf unsere gegenwärtige Gesellschaft beziehen.



Ines Langemeyer / Martin Fischer /
Michaela Pfadenhauer (Hrsg.)

Epistemic and Learning Cultures

Wohin sich Universitäten entwickeln

2015, 310 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3277)
Auch als **E-Book** erhältlich

Die Beiträge zeigen verschiedene disziplinäre sowie international vergleichende Zugänge zur Frage auf, woher und wohin sich Universitäten als Orte von Forschung, Lehre und Lernen entwickeln und entwickeln sollten.



Katharina Schumann

Menschenbilder in Erziehungswissenschaft, Neurowissenschaften und Genetik

Eine vergleichende Analyse

2015, 282 Seiten, broschiert, € 34,95 (44-3307)
Auch als **E-Book** erhältlich

Anhand von Lehrbüchern vergleicht diese interdisziplinäre Studie Menschenbilder, Begriffsdeutungen und Entwicklungsmodelle der Disziplinen Erziehungswissenschaft, Neurowissenschaften und Genetik.

Kritische Stimme gegen Marktfundamentalismus



Michael Burawoy

Public Sociology

Öffentliche Soziologie gegen
Marktfundamentalismus
und globale Ungleichheit

hrsg. von Brigitte Aulenbacher und
Klaus Dörre mit einem Nachwort
von Hans-Jürgen Urban

Arbeitsgesellschaft im Wandel
2015, 258 Seiten, broschiert, € 19,95
ISBN 978-3-7799-3047-1

Michael Burawoy plädiert für eine öffentliche und globale Soziologie, die ihre Stimme an der Seite der Zivilgesellschaft kritisch gegen Marktfundamentalismus und soziale Ungleichheiten erhebt. Das Buch beginnt mit der Frage, was Soziologie ist und welche Aufgaben sie hat. Der Autor zeigt, welche Wege der Gesellschaftsanalyse und -kritik beschritten werden und wo Wissenschaft und gesellschaftsverändernde Praxis einander bestärken können. Seine engagierte Stellungnahme entwirft eine lebendige Soziologie, die für Forschung und Lehre, Gesellschaftswissenschaften und -politik und zivilgesellschaftliches Engagement anregend ist.

Aus dem Inhalt:

- Öffentliche Soziologie: Über das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft
- Öffentliche Soziologie und soziologischer Marxismus: In neuer Weise an der Seite der Zivilgesellschaft
- Öffentliche und globale Soziologie: Gegen Marktfundamentalismus und Ungleichheit